

Preis 1.20 M

DER

QUERSCHNITT



XII. Jahrgang, Heft 9
Ende September 1932
Im Propyläen-Verlag



AMERIKA Untergang am Überfluß

Erschütternder Bericht über das neue Gesicht der „Neuen Welt“, das neue Amerika, in dem 12 Millionen Arbeitslose angesichts riesiger Weizenvorräte langsam verhungern. Erstattet von A. E. Johann, der in seinem Ford ein halbes Jahr kreuz und quer Kanada und die Vereinigten Staaten durchfahren hat; die Weizenprovinzen, die Ölfelder in Texas, die Baumwollgegenden und die Gebiete der großen und kleinen Industrie. Eins der wichtigsten Bücher der letzten Monate. Preis 4 Mark und 5 Mark 50. Verlag Ullstein

**EMPFEHLENSWERTE
HOTELS UND RESTAURANTS
IN FRANKREICH**



RESTAURANT
LA CIGOGNE
PARIS

Restaurant, Dancing, Vorführungen, Amerikan Bar,
Soupers. 27, Rue Bréa Centrum des Montparnasse,
die ganze Nacht geöffnet.

CAFÉ—BRASSERIE

Dîners — Soupers
son Bar Américain

PARIS

Zentrum des
MONTPARNASSE

Le Dôme

Rendez-vous inter-
national des artistes.

Ouvert toute la nuit!

RESTAURANT **BOSC**

Paris, 135, Avenue Malakoff
(Porte Maillot), am Eingang
des Bois de Boulogne.

Vorzügliche Küche, gepflegte
Weine, mäßige Preise.
Spezialitäten: Poularde,
Côte de Veau et Foie gras.

L. DEFAYE NACHF.



bauhaus 33

bauhaustapeten ragen hervor
durch geschmack, qualität und
preiswürdigkeit. moderne ruhige
musterung, j. g. farben, 90 gramm
schweres papier, preise von 0,63 bis
1,02 rm. nur echt mit dem wort, bau-
haus' am rand jeder rolle. lassen
sie sich von ihrer tapetenhandlung
die neue bauhauskarte vorlegen.
hersteller: rasch & co., bramsche



Der Erfolgreiche rasiert sich oft.

Denn die Voraussetzung für seine Erfolge in Leben oder Beruf sind der gepflegte Eindruck seines Äußeren und die gewinnende Glätte seines Gesichts. Wer Wert auf die Sympathie seiner Mitmenschen legt, rasiert sich deshalb mit PERI RASIER-CREME. Man merkt es einem Gesicht sofort an, daß es mit PERI rasiert ist: es strahlt vor Glätte und Freude.

PERI RASIER-CREME ist blütenweiß, bezwingt den stärksten Bart. Reichliche Anwendung von Wasser beim Einpinseln macht das Haar bis in seine Wurzeln weich. Der Bart ist rasch schnittreif, die Klingen werden geschont. Eine Minute Einschäumen genügt. Einreiben mit den Fingern unnötig. Nach der Rasur mit PERI RASIER-CREME ist die Haut sammetweich. Und jetzt zur letzten Vervollkommnung der PERI-Rasur die neue, extra dünne PERI-Klinge DRGM zu 20 Pfg. Dann wird der Bart geradezu weggewischt.

PERI RASIER-CREME Tube zu 50 Pfg. und 1.25 M.
Benutzen Sie die neue, extra dünne PERI Rasier-Klinge



PERI RASIER-CREME

DR. M. ALBERSHEIM, FRANKFURT A. M., PARIS, LONDON

DER QUERSCHNITT

XII. Jahrgang

Berlin, Ende September 1932

Heft 9

INHALT

<i>M. Aldanov: De Valera</i>	615
<i>A. Voldemaras: Der Diktator und der Gottesstaat</i>	621
<i>Leopold Wölfling: Im Kampf ums Dasein</i>	625
<i>Carl Ruhrmann: Die Feste der Unterwelt</i>	627
<i>Leo Lania: Die Mode in Sowjetrußland</i>	635
<i>Bruno Frank: Der Zug nach München</i>	636
<i>Jean Lasserre: Das Schönheitsgeschäft</i>	638
<i>Albert Ehrenstein: Verse im Herbst</i>	644
<i>Paul Wiegler: Drei Kameliendamen</i>	645
<i>Edgar Neville: Die letzten Menschen</i>	650
<i>F. T. Marinetti: Die futuristische Küche</i>	655

Marginalien:

Schulmädchen zeichnen die Zeit / Kindermünder / August Scholtis: Vom Schreiber zum Schriftsteller / Antonius: Das junge Mädchen auf dem Theater / Annabellas Ansichten / Raymond Poincaré: Jugend-Gedichte / André Suarez: Einfachheit / André Gide: Aufrichtigkeit / Richard Drews: Jongleure / Walther Petry: Gewöhnliche Trauer / Moskau entdeckt das Individuum / Moskovitische Anekdoten / Dortmunder Wörterbuch / Erich Grisar: Dortmund für Eingeweihte / Bücher- und Schallplatten-Querschnitt

Umschlagbild nach einem Aquarell von Carl Wolf

Nachdruck und Übersetzung verboten / Copyright 1932 by Propyläen-Verlag G. m. b. H., Berlin

Chefredakteur: Victor Wittner

1*



ANTON VON PLIESSDORF

I. Preis der Reichsausstellung für Edelpelztiere 1928 Berlin,
einer der hochpolygamen Rüden, welcher die Zucht der

Gemeinnützigen Edelpelztier-Zuchtvereinigung e. V. Berlin-Britz

zu einem wirtschaftlichen Faktor in Deutschland erhob.
Silberfüchse dieser Qualität ermöglichten es der GEZ in
den letzten Jahren Gewinne auszuschütten, welche
40-81% betragen.

Nur zwei Monate im Jahr ist eine Neubeteiligung an den
GEZ Zuchten möglich.

A u f n a h m e s c h l u ß O k t o b e r 1 9 3 2

De Valera

Von

M. Aldanov

Edmond (Edmund) de Valera wurde im Jahre 1882 in New York geboren. Seine Mutter war Irländerin, sein Vater Spanier, nach anderen Mitteilungen Malteser, wahrscheinlich jüdischer Abstammung. Als de Valera zwei Jahre alt war, starb der Vater. Die mittellos zurückgebliebene Mutter schickte das Kind zur Erziehung nach Irland. Zuerst lebte es bei einem Onkel auf einem Gute, kam dann in die Schule und später an die Universität. Es zeigte sich, daß de Valera mathematisch begabt war; nach Abschluß der Universitätsbildung wurde er in Dublin halb Lehrer, halb Privatdozent für Mathematik.

Eine naheliegende Ideenassoziation drängte sich auf und wurde auch vollzogen: „De Valera ist Mathematiker auch in der Politik“ — „Für de Valera ist das Leben eine Gleichung“ — „de Valera opfert alles seinen politischen Formeln“ usw. . . . Ich kann nicht sehen, worin sich der ausgesprochen mathematische Charakter des Verstandes und der Tätigkeit de Valeras zeigt. Man bezeichnet ihn gewöhnlich auch als Idealisten. Das gilt auch nur bedingt und ist nur teilweise richtig. Selbstverständlich ist de Valera ein unbestechlicher Mensch, er diente das ganze Leben seiner Idee. Ich kann aber nicht an den Idealismus von Menschen glauben, die jahrelang in einem heißen Blutbad leben konnten. De Valera nahm den stärksten Anteil an zwei Bürgerkriegen, war der Hauptführer in einem von ihnen. Die Psychologie der irischen Ereignisse von 1916 bis 1923 erinnerte sehr wenig an einen ritterlichen Kampf (wenn man annehmen will, daß ein ritterlicher Kampf überhaupt irgendwo und irgendwann geführt wurde). Im April 1920, während des ersten Bürgerkrieges, schrieb Collins, damals der nächste Gefährte de Valeras, später sein Todfeind und ermordet von anderen nächsten Gefährten, an das heutige Haupt der irischen Regierung: „Niemand hätte ich mir denken können, daß es auf der Welt soviel Gemeinheit, Unehrllichkeit, Ränke, Mittelmäßigkeit und Verstellung gibt.“

Auf alle Fälle wies bei de Valera nichts auf ein künftiges wildbewegtes Leben hin. Gymnasiallehrer und dazu Mathematiker! Man möchte glauben, daß ein solcher Beruf weder zu Barrikaden noch zu Krieg und Terror führt. Dieser Mensch scheint sich recht spät des Grundsatzes „Erkenne dich selbst“



Karl Gerold

— *Diesmal will es gar nicht Herbst werden.*
— *Ja, die Bäume fürchten sich, nackt dazustehn.*

erinnert zu haben. Wie dem auch sei, wir sehen, daß in einem friedlichen Lehrer der Mathematik ein grausamer Revolutionsführer stecken kann.

Seinem Äußeren nach ist de Valera ein hoher, schwächlicher, ungelinker Mensch mit einem müden Gesicht östlichen Typs. Seinem Charakter nach ist er sehr verschlossen, eigensinnig und düster. Ihm nahestehende Freunde versuchten sich zu erinnern, ob er sich jemals im Leben einen Scherz erlaubt habe. Es stellte sich heraus, daß niemand sich rühmen konnte, je einen Scherz von ihm gehört zu haben. Anscheinend ist de Valera sehr ehrgeizig. Er gehört zu den Staatsmännern, die es vorziehen, anstatt „Wir“ oder „Unsere Partei“ oder „Unsere großartige Bewegung“ der Kürze wegen einfach „Ich“ zu sagen. Eine Methode, die zwar nicht fehlerlos richtig, aber auch durchaus nicht hoffnungslos ist: es empfiehlt sich, die näher anzusehen, die sich ihrer bedienen. Zu Beginn lachen die Menschen, später aber hört das Lachen auf.

Bis zu seinem fünfunddreißigsten Lebensjahr war de Valera in seiner Heimat ziemlich unbekannt. Die Sinnfein- („*Wir selbst*“-) Bewegung wurde von anderen geschaffen. Ihr Hauptschöpfer war der Journalist *Griffith*, Führer der Partei und später Haupt der irischen Regierung. Auch er war ein durchaus uneigennütziger Mensch. Das Schicksal bereitete ihm (besonders als irischem Politiker) ein glückliches Ende: in einer Zeit, als der Bürgerkrieg mit besonderer Schärfe tobte, starb Griffith mitten in der Arbeit an einem Herzschlag. In seiner Tasche fand man zwei Pence — und weiter nichts, weder in der Briefftasche, noch in den Schubfächern, noch auf der Bank. Das ist die ganze Erbschaft, die das Haupt der irischen Regierung, der Begründer einer großen Partei seiner Frau und seinen Kindern hinterließ.

Man sieht sofort, daß wir uns nicht in Europa befinden. Wir sind in Irland.

* * *

Nach dem Zusammenbruch des Dubliner Aufstandes von 1916 — der von zaghaft gewordenen Revolutionären durch ein *Zeitungsinserat* abgesagt wurde! — wurde de Valera festgenommen, nach England übergeführt und eingesperrt, — die Todesstrafe wurde in eine lebenslängliche Gefängnisstrafe umgewandelt. In Wirklichkeit blieb er nur kurze Zeit im Gefängnis. Eigentlich war es die Gefängniszeit, die den Beginn der glänzenden politischen Laufbahn de Valeras einleitete. Zu jener Zeit war er noch wenig bekannt. Zufällig wählten ihn seine Gefängnis kameraden zum Stubenältesten; es gab nicht viele Bewerber für diese Stellung. Im Verkehr mit der Gefängnisverwaltung zeigte de Valera große Standhaftigkeit, — das schuf ihm eine große Popularität. Die Gefängnisverwaltung war nicht sehr streng; die Verbindung mit der Freiheit wurde ständig unterhalten. Der Name de Valeras tauchte jetzt in der Presse auf.

Es erübrigt sich zu erwähnen, daß man sich in Irland außerordentlich für die Opfer des Dubliner Aufstandes interessierte. Unter den sechzehn Hingerichteten waren sehr angesehene Männer. Selbst in England erfolgte eine Reaktion gegen die Urteile von 1916. Viele Engländer fühlten, daß die Sache mit Irland nicht ganz in Ordnung sei: der Weltkrieg wurde ja, wie bekannt, für das Recht der unterdrückten Völker geführt. Außerdem entfesselte die Hinrichtung des tollkühnen *Sir Roger Casement* und seiner Gefährten eine große Erregung in Amerika, wo die Irländer keinen geringen Einfluß haben. *Wilson* selbst war irischer Abstammung, und um 1916 war es nicht zweckmäßig, den Präsidenten der Vereinigten Staaten zu verstimmen.

Gegen Ende des Jahres wurde *Asquith* von *Lloyd George* abgelöst. Die neue englische Regierung gewährte eine Amnestie den Teilnehmern des Dubliner Aufstandes. Für die gleichen Handlungen, für die ihre Kameraden mit dem Tode bestraft wurden,

kamen sie mit einigen Monaten Gefängnis davon. Die Zufälligkeiten des Kriegsgerichts, die Zufälligkeiten eines beschleunigten Verfahrens schieden seltsam die irischen Revolutionäre: die einen kamen aufs Schafott, und vor den anderen eröffnete sich eine weite politische Laufbahn. Das sind häufige Erscheinungen in Zeiten der Revolution und des Bürgerkriegs.

Bereits vor der Amnestie wurde de Valera als Kandidat, sowohl für die gesetzgebenden Kommissionen als auch für die höchsten Stellen der Sinnfein-Organisation bestimmt. Sein Aufstieg vollzog sich mit unwahrscheinlicher Schnelligkeit. Die angesehensten Revolutionäre waren umgekommen, viele Stellen wurden frei. De Valera war von der Gloriole fremden Märtyrertums umgeben. Seinen Anschauungen nach nahm er um jene Zeit die mittlere Position der Partei ein, — fast immer die vorteilhafteste. Er sagte, daß er kein „Doktrinär der Republik“ sei und sich mit der Anerkennung der Selbständigkeit Irlands und den Rechten eines Dominions begnügen würde. Aber selbstverständlich, unabhängig von allen diesen Nebenumständen, hatte de Valera als kluger, gebildeter, ehrgeiziger und eigensinniger Mensch hinreichende Qualitäten, Parteiführer zu werden. Bald wurde er es auch. Griffith, der Schöpfer der Sinnfein-Bewegung (der auch den Namen erfand) war ein Gegner des Aufstands von 1916 und beteiligte sich nicht daran. Vielleicht wurde deshalb, mit Billigung von Griffith selbst, de Valera zum Führer der Partei gewählt.

Nach einiger Zeit verhafteten ihn die englischen Behörden wieder und brachten ihn ins Gefängnis von Lincoln. Aus diesem Gefängnis floh er am 3. Februar 1919. Die Flucht erfolgte unter sehr abenteuerlichen Umständen. Eines Abends kam der Gefängnisgeistliche, der gewöhnlich die Gefangenen besuchte, zu ihm. Während der Unterhaltung mit de Valera legte der Geistliche, in einem Moment der Zerstreuung, den Schlüssel der Zellentür auf den Tisch. De Valera tropfte Wachs von seiner Kerze auf die Tischplatte, und in einem geeigneten Augenblick machte er sich einen Abdruck vom Schlüssel. Nach einiger Zeit erhielten seine Freunde aus dem Gefängnis eine Karte mit einer humoristischen Zeichnung. Abgebildet war ein Betrunkener, der sich vergeblich bemühte, einen Schlüssel ins Schloß zu stecken. Die verständigen Freunde begriffen; de Valera sandte ihnen eine genaue Zeichnung des Schlüssels, den er für die Flucht nötig hatte. Der Schlüssel wurde sofort hergestellt und, verbacken in einen Kuchen, als Geschenk seiner Verwandten übersandt. Aber der nach der Zeichnung angefertigte Schlüssel paßte nicht ins Schloß. So wurden ins Gefängnis, wiederum in einem Kuchen, die notwendigen Werkzeuge geschickt. Ein Gefängnisgenosse de Valeras, der im Schlosserhandwerk bewandert war, fertigte einen passenden Schlüssel an. Mit Hilfe dieses Schlüssels öffnete de Valera zur verabredeten Zeit seine Zelle, verließ das Gefängnis, setzte sich in das von seinen Gesinnungsgenossen bereitgehaltene Auto und verschwand.

An dieser ganzen Sache ist vieles unwahrscheinlich: die Zellen moderner Gefängnisse werden doch nicht mit Kerzen, sondern mit elektrischem Licht erleuchtet; und um das Gefängnis zu verlassen genügt es nicht, eine Tür zu öffnen, sondern mehrere; und gewöhnlich sitzen vor jeder Gefängnistür Wächter; einen Schlüssel nach einer Scherzzeichnung auf einer Postkarte anzufertigen ist schon ein Kunststück; und die Übergabe solcher Schlüssel mittels eines Kuchens gelingt auch meistens nur in Romanen Ponson de Terrails. Und doch unterliegt es keinem Zweifel, daß de Valera eben auf diese Weise geflohen ist, — es sei denn, daß die Legende dieses oder jenes Detail etwas ausgeschmückt hat. Man muß wohl annehmen, daß die Bewachung des Lincoln-Gefängnisses in sehr nachlässigen Händen lag. Ich erwähne noch, daß die Durchführung der Flucht von dem irischen Schwörer *Michael Collins* organisiert wurde, der später im Bürgerkrieg gegen de Valera fallen sollte . . .

Diese Flucht wurde zu einer englischen Sensation. Auf die frische Fährte de Valeras stürzten nicht nur Detektive, sondern auch Reporter. Die Spuren fanden sich in den verschiedensten Teilen Europas. Aber de Valera wurde nicht gefunden. Die Flucht verschaffte ihm eine ungeheure Popularität in seiner Heimat. In Irland änderte sich nun die Stimmung vollkommen: Vorher hatten die Sinnfeiner eine kleine Minderheit im Lande gebildet; in den Wahlen aber, die dem Friedensschluß folgten, errangen sie einen vollen Sieg. Man redete nur noch von einem neuen Aufstand. Das war nicht ganz logisch. Man sollte meinen, daß während des Weltkrieges die Aussichten für den Erfolg viel größer gewesen seien als nach dem 11. November, da England fünf bis sechs Millionen Soldaten frei hatte. Hier bewahrheitete sich in gewissem Sinne ein Ausspruch Lord Cecils: „Irland nimmt grundsätzlich keine vernünftigen Entscheidungen an.“ Die Sinnfein-Partei setzte damals große Hoffnungen in Amerika: Wilson würde England zwingen, Irland die Freiheit zu geben. Auch diese Überlegung zeugt nicht von großem politischem Scharfsinn.

Im Januar 1919 erklärte die Nationalversammlung der Sinnfeiner — das *Dail Eireann* — Irland zur unabhängigen Republik. Nach einem Vorschlag Griffiths wurde de Valera zum *Triumph Aire* gewählt. Anscheinend läßt dieser Titel verschiedene Deutungen zu: er kann den Vorsitzenden des Dail Eireann, aber auch die Stellung eines Ministerpräsidenten und sogar (bei gewisser großzügiger Ausdeutung) den Rang eines Staatsoberhauptes bedeuten. De Valera bevorzugte die letzte Deutung, und in Erfüllung des Willens der Volksvertreter bezeichnete er sich seither stets und hartnäckig als Präsidenten der irischen Republik. Seine Gegner versuchten später erbittert zu beweisen, daß niemand de Valera zum Präsidenten gewählt habe, daß der Titel eines Triumph Aire von Anfang an lediglich die Stellung eines Vorsitzenden der Nationalversammlung bedeutet habe und nachher, durch die vollkommene Änderung der Begleitumstände, überhaupt aufgehört habe, etwas zu bedeuten. De Valera beharrte fest auf seinem Standpunkt: er sei Präsident der irischen Republik, und von etwas anderem wolle er nichts wissen.

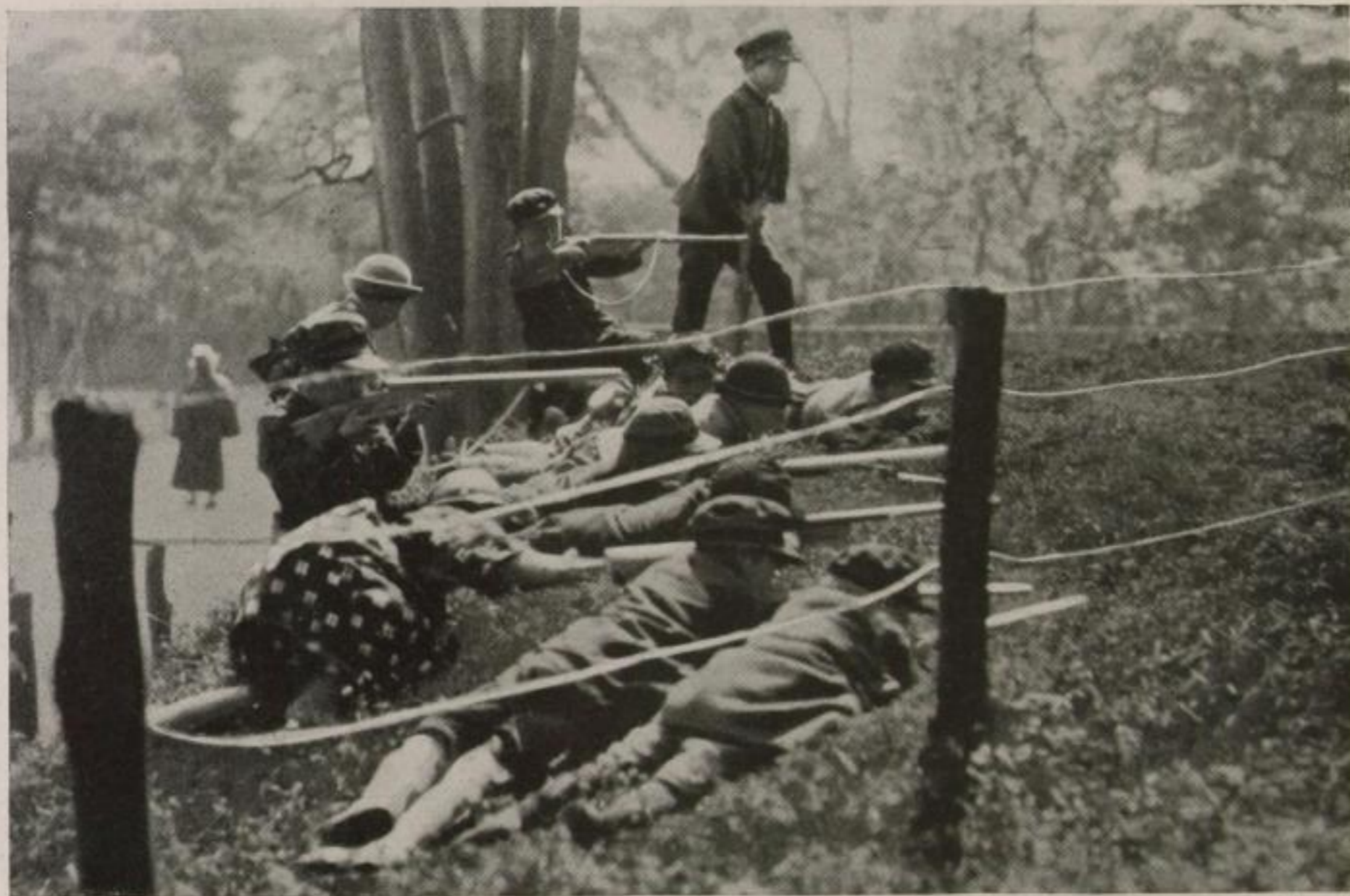
Der Versuch der Sinnfeiner, internationale Anerkennung zu erwirken, endete natürlich mit vollkommenem Fiasko. Das Dail Eireann wandte sich an alle „freien Völker“ mit einem Manifest, ernannte Gesandte für Paris und schickte eine Delegation zu Wilson mit einer Erwähnung der 14 Punkte. Das alles war recht naiv — niemand hatte die Absicht, mit England für die Unabhängigkeit Irlands zu kämpfen. Die „freien Völker“ reagierten nicht aufs Manifest, die Gesandten kehrten aus Paris heim, und Wilson erinnerte sich nicht mehr der 14 Punkte. Ich glaube mich nicht zu täuschen, aber vielleicht wurde speziell im Hinblick auf Irland im Völkerbundspakt der Paragraph 10 aufgenommen, der scheinbar so harmlos aussieht: die Mitglieder des Völkerbundes verpflichten sich, die territoriale Unantastbarkeit aller ihrer Mitglieder in ihrem gegenwärtigen Zustande zu achten, — „l'intégrité territoriale et l'indépendance politique présente de tous les membres de la société“. Das rückversicherte Syndikat der Sieger konnte den Irländern antworten, daß es kein Recht habe, die territoriale Unantastbarkeit Englands anzutasten — im übrigen hat das Syndikat den Irländern überhaupt nicht geantwortet. Aber wir müssen uns auch daran erinnern, daß sich die irischen Forderungen nicht durch Bescheidenheit auszeichneten. Die „homerule“ konnte man von England auch in Güte erlangen — zugegeben, daß dafür Zeit vonnöten war. Aber welches Land hat je einem anderen schwächeren Lande, auf das es „historische Rechte“ zu haben beanspruchte, freiwillig volle Unabhängigkeit gegeben?

Das Dail Eireann beschloß, seiner Devise *Wir selbst* zu folgen. Zur Abwehr der „Besatzungsmacht“ (d. h. der Engländer) wurde eine geheime irische Regierung



Berliner Kinder spielen „Kriegergrab“

H. Bornemann



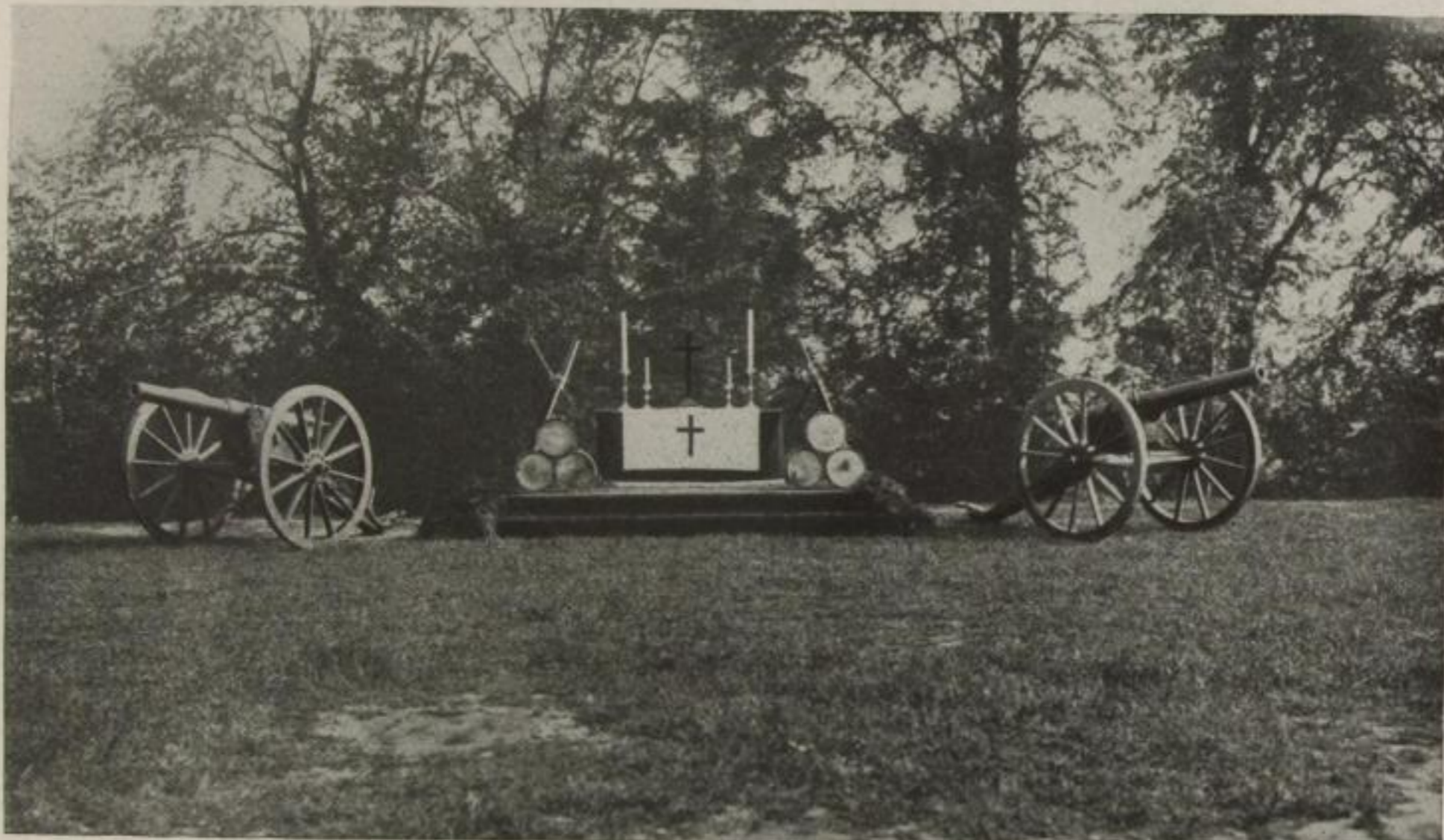
Atlantic

Japanische Kinder spielen Krieg



Weltrundschau-Heno

Deutsche Kinder im Boxkampf



„Wir treten zum Beten“ (Westfront 1918)

Sammlung Till Eulenberg



Englische Kadetten stellen Zinnsoldaten dar

Sport & General



De Valera

Weitbilderdienst



Leopold Wölfling

Munkacsy

geschaffen. Sie erklärte, den Kampf für die Unabhängigkeit Irlands zu führen. De Valera faßte den Entschluß, sich in die Vereinigten Staaten zu begeben, um dort „moralische und materielle Hilfe“ zu suchen. Die moralische Hilfe Amerikas konnte eigentlich ebenso hoch wie die moralische Hilfe irgendeines anderen Landes bewertet werden. Mit der materiellen Hilfe war es schon anders: nach dem Kriege wird die ganze Welt hauptsächlich von Amerika mit Geld versorgt. Das war jedem klar. Trotzdem versuchten die Freunde de Valera zu überreden, in der Heimat zu bleiben: der Präsident der Republik müsse einen direkten Anteil am Aufstand nehmen. Man führte ihm sogar vor Augen, daß die Abreise nach Amerika, knapp vor dem Aufstand, nicht günstig für seine Person ausgelegt werden würde. Dies Argument ließ ihn ganz kalt: sein Platz wäre jetzt in Amerika. „Ich sagte es ihm, aber ihr selbst wißt ja, wieviel die Bemühungen nützen, um de Valera in irgendeinem Beschluß umzustimmen!“ antwortete mit Bitterkeit Collins seinen Freunden, die der Ansicht waren, daß de Valera in Irland bleiben müßte.

Der Präsident der irischen Republik fuhr nach Amerika, als Matrose verkleidet. Dieser Umstand, der nicht häufig bei Präsidenten sein dürfte, kann den Zeremonienmeister des betreffenden Landes, wohin sich der Präsident begibt, in eine schwierige Situation versetzen. Aber für die Zeitungen, dazu noch die amerikanischen, war der als Matrose verkleidete Präsident ein gefundenes Fressen. Außerdem war dieser Präsident eben erst aus dem Gefängnis geflohen. Ein Wachsabdruck des Zellschlüssels, die Scherzkarte mit dem Betrunkenen, der Kuchen mit dem Schlüssel und den Instrumenten — vom journalistischen Standpunkt konnte man sich überhaupt nichts Effektvolleres ausdenken, es fehlte höchstens noch die im Kuchen eingebackene Strickleiter! Hinzu kam, daß die Amerikaner böse auf Europa waren. De Valera wurde also ein königlicher Empfang bereitet. Die Versammlungen wechselten mit Empfängen ab. Die Stadt New York wählte den irischen Präsidenten zum Ehrenbürger. Die moralische Unterstützung war vollkommen. Auch die materielle war nicht schlecht: die Zeichnung für den Unabhängigkeitskampf Irlands ergab eine Summe von fünf Millionen Dollar.

Er kehrte nach Irland als Staatsmann zurück. Die Politik ist in den Vereinigten Staaten elementar, aber es ist echtste Politik, — die politische Berlitz-School Amerikas sollten sowohl die Revolutionäre als auch die Idealisten absolvieren. Die irische Bewegung wurde vor de Valera von Schriftstellern geleitet, zum größten Teil von Dichtern. Die Ergebnisse waren nicht sehr glücklich. Die Politik ist eine zu irdische Beschäftigung für Dichter.

* * *

Während seiner Abwesenheit begann in der Heimat de Valeras der Bürgerkrieg. Er wurde nach alten erprobten Methoden geführt. Schlachten fanden nicht statt; auf beiden Seiten herrschte blutiger, erbarmungsloser Terror. Schreckliche Handlungen wurden mit hochklingenden Namen verbrämt. Die irischen Revolutionäre töteten englische Schutzleute, beraubten Postanstalten, verbrannten Regierungsgebäude — das nannte man „Akte des Befreiungskampfes“. Die englischen Behörden erschossen die Aufständigen, brannten Schlösser und Farmen aus — das nannte man „rides“. Über die nützliche Tätigkeit der „revolutionären Armee“ und der englischen Behörden kann man nach folgenden Daten urteilen: während des Jahres 1920 wurden von den Irländern 54 englische Militärpersonen und 182 Schutzleute getötet, 69 Gerichtsgebäude und 533 Kasernen verbrannt, 998 mal Postanstalten beraubt. Die Engländer töteten 105 Aufständische und 98 Zivilpersonen, zerstörten

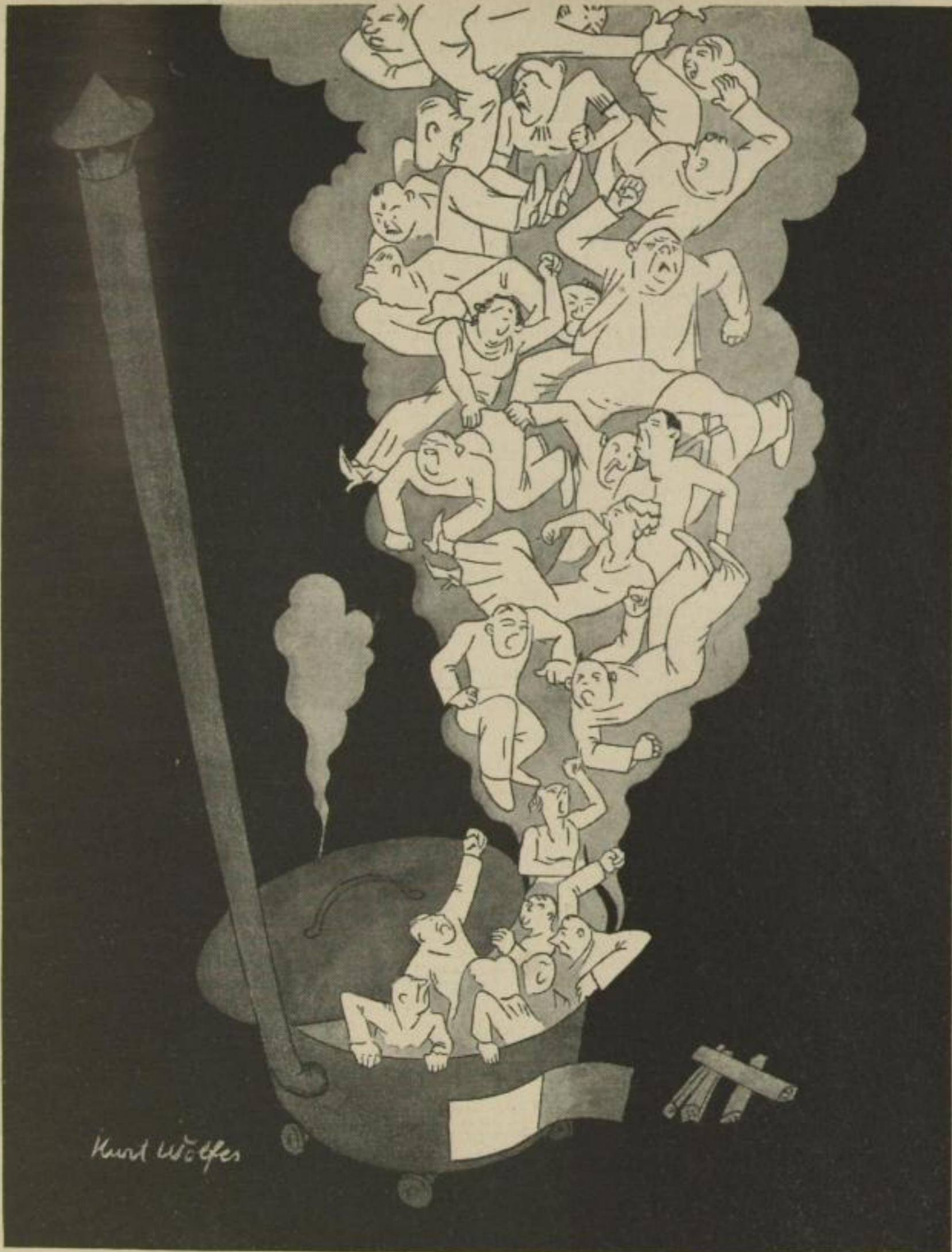
323 Privathäuser, 20 Fabriken, 255 Geschäfte, 32 Genossenschaften und 171 Farmen, und führten (in 14 Monaten) 22279 „rides“ aus. Menschen, in denen Bürgerkriege noch poetische Vorstellungen erwecken, würde es nicht schaden, sich etwas näher mit den irischen Ereignissen zwischen 1919 und 1920 zu befassen. Das ist eine lange düstere Folge von rohen Gewaltakten, Brutalität und Verbrechen. Der Kampf der Ideen und Ideale verwandelte sich in einen blutigen *Sport*.

Die bekannteste tragische Episode des Bürgerkriegs war der Selbstmord des Bürgermeisters von Cork. *Terenz Macsweeney* war noch ein junger Mensch, ebenfalls Schriftsteller und Dichter. Unter der Beschuldigung, irgendwelche Anordnungen nicht ausgeführt zu haben, wurde er verhaftet — er entgegnete, daß alle Anordnungen in Cork nur von ihm, als dem gesetzlich gewählten Oberhaupt, auszugehen haben. Das Kriegsgericht verurteilte ihn zu zwei Jahren Gefängnis. Nachdem er das Urteil angehört hatte, sagte der Lordmayor von Cork: „In einem Monat werde ich frei sein.“ Und er hielt sein Wort; er täuschte sich nur in der Frist. Ins Gefängnis nach London gebracht, erklärte er den Hungerstreik und entwickelte eine unmenschliche Willenskraft: er hungerte zweieinhalb Monate. Am 25. Oktober 1920, am 74. Tage des Hungerstreiks, starb der Lordmayor von Cork. Die letzten Stunden verbrachte er in Fieberphantasien, er redete zusammenhanglose Worte und summt irgendein Lied. Vor den Toren des Gefängnisses versammelten sich in der Todesstunde des Tapferen einige Fanatiker mit seinen Schwestern an der Spitze. Sie lasen laut Gebete für das Seelenheil des Sterbenden. Daneben drängten sich Fotografen mit ihren Apparaten, Journalisten mit ihren Notizblöcken. Das Ganze bildete eine unsinnige, phantastische Szene. Von dem Tode des Lordmayors verständigten die irischen Revolutionäre ihre Anhänger durch ein vereinbartes Telegramm: *Unser Pferd machte das Rennen*.

Ihr Pferd hatte wirklich das Rennen gemacht. Diese Sache brachte England großen Schaden. Desmond Shaw nannte sie „eine fundamentale Dummheit von Downing Street“. Vor dem schauerlichen Tode des Lordmayors, vor den Verwünschungen, die in Irland laut wurden, verlor der an und für sich nicht böse, aber abergläubische *Lloyd George* anscheinend doch die Fassung. Die irischen Staatsmänner verstanden es, diese Sache richtig auszuwerten. De Valera veröffentlichte einen Aufruf. Mit dem ihm eigenen politischen Spürsinn begriff *Lloyd George*, daß es nun Zeit sei, einen anderen Kurs einzuschlagen. Außerdem hatte er stets eine große Schwäche für Sensationen. Diesmal war die Sensation ganz außerordentlich. Am 24. Juni 1921 wandte sich der erste Minister Großbritanniens telegrafisch an den Anführer der Aufrührer de Valera (ihn damit als Präsidenten anerkennend) mit der Bitte, zu Verhandlungen über eine friedliche Lösung des irischen Konfliktes nach London zu kommen!

De Valera nahm die Einladung an und fuhr an der Spitze einer revolutionären Delegation nach London. Die Geschichte der Friedensverhandlungen von 1921 läßt sich nicht in einer kurzen Skizze wiedergeben. Gleich zu Beginn der Verhandlung bot *Lloyd George* Irland die gleichen Rechte eines Dominions an, die auch Kanada besitzt. Eigentlich hätte man das auch schon früher tun können — es ist unverständlich, warum der blutige Bürgerkrieg geführt wurde!

Es versteht sich von selbst, daß *Lloyd George* die Verhandlungen mit großer Geschicklichkeit führte — Verhandlungen sind sein Element. Wenn man die Irländer mit den Vorteilen einer Einigung locken mußte, so trat er selbst auf den Plan. Wenn man aber, im Falle des Abbruchs der Verhandlungen, mit dem Beginn eines neuen grausamen Kampfes drohen mußte, so schickte er Churchill oder Lord Birkenhead vor. Es war ihm bekannt, daß unter den irischen revolutionären



Die kochende Volksseele

Führern Meinungsverschiedenheiten entstanden waren: Griffith und Collins waren bereit, den englischen Vorschlag anzunehmen. De Valera, im übrigen nicht ohne Schwanken, verteidigte seinen Standpunkt: nur die vollständige Unabhängigkeit Irlands anzunehmen.

Die von Lloyd George geschickt ausgenützten Meinungsverschiedenheiten führten zu einer Spaltung. Gegen den Willen de Valeras unterschrieben Griffith und Collins den Vertrag mit England. Das Dail Eireann bestätigte diesen Vertrag nach stürmischen und erbitterten Diskussionen mit einer Mehrheit von 64 gegen 57

Stimmen. De Valera trat zurück. Er wurde auf dem Posten des Präsidenten von Griffith ersetzt. Die Engländer verließen Irland. Es entstand der irische Freistaat.

Man hätte meinen können, daß von diesem Augenblick an Bomben und Schußwaffen aus der irischen Geschichte verschwinden würden! Die demokratischen Überzeugungen de Valeras würden seine Unterwerfung unter den Willen des irischen Parlaments bewirken! Aber neben seinen demokratischen Überzeugungen besaß de Valera ein wildes Temperament, einen ungezügelten Ehrgeiz, einen ungeheuren Glauben an seinen Genius. De Valera organisierte einen neuen bewaffneten Aufstand, diesmal gegen die Regierung Griffiths und Collins', gegen Männer, mit denen er „durch die Erinnerung eines langjährigen Freiheitskampfes“ eng verbunden war.

Hier verschwinden die letzten Spuren von Vernunft in dieser an sich so irrationalen Geschichte. Die demokratischen Überzeugungen und die heiligen Erinnerungen wurden sofort und gründlich vergessen. Der Kampf zwischen de Valera und der Regierung Griffith-Collins wurde genau so geführt wie ihr früherer gemeinsamer Kampf gegen die Engländer. Bomben und Schußwaffen, Plünderungen und Hinrichtungen waren die Methoden des Kampfes; eine vollständige Demoralisation des Landes war die Folge. „De Valera ist vollkommen verrückt geworden“, sagte Griffith von seinem ehemaligen Freund. Darin lag sicherlich ein gewisses Quantum Wahrheit. De Valera predigte ein *organisiertes Chaos*, sein Befehl lautete, systematisch Brücken, Züge, Bahnhöfe zu sprengen, Mitglieder der Regierung und ihre Anhänger zu erschießen. Seine Befehle wurden ausgeführt, und Hunderte angesehenen Leute wurden erbarmungslos niedergemacht. Eines der ersten Opfer des neuen Bürgerkrieges war der Nationalheld *Collins*. Dieser nächste Freund de Valeras, der einst seine Flucht aus dem Gefängnis organisierte, kam in einen Hinterhalt und wurde von den Valeristen getötet. Die Regierung antwortete mit Massenerschießungen ihrer ehemaligen Freunde. *Griffith*, der Begründer der Sinnfein-Bewegung, starb an einem Herzschlag.

Nun gab es aber keine ausländischen Eroberer, denen man die Schuld zuschieben konnte. Die Engländer konnten aus der Ferne die Ereignisse beobachten und sich der ironischen Worte Gladstones von der „doppelten Dosis Erbsünde“, die den Irländern zuteil wurde, erinnern.

Die Truppen der irischen Regierung blieben Sieger. De Valera streckte die Waffen. Die Regierung konnte sich nicht entschließen, den ehemaligen Präsidenten hinzurichten, er erhielt ein Jahr Gefängnis. Dann trat eine Spaltung innerhalb seiner eigenen Anhänger ein; er gründete eine neue Partei. Von der terroristischen Praxis ging er über zur demokratischen Theorie und wartete auf den gesetzlichen Sieg bei den Wahlen. Ein vernünftiger Entschluß, aber eigentlich hätte man ihn auch etwas früher fassen können: der zweite Bürgerkrieg war unverhältnismäßig sinnloser als der erste.

Nun hat das irische Volk bei den letzten Wahlen für die Valeristen gestimmt. Der Weg zum Programm de Valeras führte augenscheinlich über das Programm Griffiths — in der Theorie waren beide im Recht. Aber es ist nicht ganz sicher, ob man sich von den Anhängern der Föderation mit der Autonomie und von den Anhängern der Unabhängigkeit mit einer Föderation loskaufen kann — das Leben hat auch diese weitverbreitete Ansicht revidiert. Was weiter wird, wissen wir nicht. Die Vernunft siegt immer — „la raison finira par avoir raison“ — sagen die Franzosen. Schlimm ist nur, daß die Vernunft es nicht eilig hat.

(Deutsch von Woldemar Klein)

Der Diktator und der Gottesstaat

Von

A. Voldemaras

früherem Ministerpräsidenten Litauens

Tausend unsichtbare Bande fesseln uns an die Vergangenheit. Unsere Blicke wenden sich mitunter den großen Ereignissen und den hervorragenden historischen Persönlichkeiten zu, um bei ihnen die Antwort zu suchen auf brennende Fragen, die uns an gewissen Wendepunkten unseres politischen und sozialen Daseins beschäftigen und bedrücken.

Diese Wahrheit drängt sich uns auf, während wir im neuen Buch Heinrich Bauers über *Cromwell* blättern („Oliver Cromwell. Ein Kampf um Freiheit und Diktatur“ von Dr. Heinrich Bauer, Verlag R. Oldenbourg, München). Obwohl der Verfasser die Sorgen des Tages mit keinem Wort berührt, so sind es doch diese Sorgen, die seine Stoffwahl beeinflußt haben. Wir durchleben mit ihm eine revolutionäre Epoche, in der die Diktatur ununterbrochen an erster Stelle unter den Problemen des Tages gestanden hat. Allein Cromwell war nicht bloß ein Diktator, sondern, wenn Bauer recht hat, zugleich auch der größte Kämpfer für die politischen und religiösen Freiheiten und für die Souveränität des Volks.

Die These ist geistreich, doch paßt sie schlecht zu den historischen Tatsachen.

Geboren 1599, wurde Cromwell in einer puritanischen Umwelt erzogen. Bis zu seinem vierzigsten Lebensjahre führt er das einfache und nüchterne Leben eines Landedelmannes. Ziemlich früh ins Parlament gewählt, konnte er sich dort so gut wie gar nicht hervortun bis zu dem Augenblick, da der Kampf zwischen dem Parlament und König Karl I. zum Bürgerkrieg entartete. Nun zeigt sich Cromwell als klarsichtiger Politiker und militärischer Führer ohnegleichen. Die Niederlage, die König und Royalisten nach einigen Jahren des Krieges erleiden, ist in erster Linie Cromwells Werk. Der König sieht sich in der Hand der Sieger, die gern mit ihm zu einem vernünftigen Ausgleich gelangen möchten, wenn anders solche Ausgleich in Bürgerkriegen möglich wären; sie werden zwar versucht, aber sie mißlingen immer. Gedrängt von der siegreichen Armee, klagt das Parlament König Karl des Hochverrats an. Unter dem Druck der Armee zum Tode verurteilt, wird Karl Stuart im Jahre 1649 enthauptet. Der Sturz des Königs zieht den Sturz der Monarchie nach sich. Die revolutionäre Welle fegt auch das Parlament hinweg, so daß England keine gesetzmäßige Regierung mehr besitzt. Alles hängt nun von der Armee ab, deren unbestrittener Führer Cromwell ist. Wir halten bei der militärischen Diktatur.

Doch nachdem aufgetrennt wurde, muß wieder genäht werden. Zunächst einmal beschließt die Armee, daß Cromwell den Titel des Protektors von England, Schottland und Irland führen soll. Einige Jahre später bietet ihm das von Cromwell einberufene Parlament die Königskrone an, die sich der Diktator, wenigstens für den Augenblick, abzulehnen gezwungen sieht. Etwas später, 1658, stirbt er. Es dauert nicht lange, und die Stuarts werden wieder zurückgerufen und auf den englischen Thron gesetzt. Die monarchische Restauration, 1660, beginnt mit grausamen Racheakten. Der tote Diktator wird zum Tod durch Erhängen verurteilt; man schneidet ihm den Kopf ab. Seinem Schädel bereitet politischer Haß abenteuerliche Schicksale. Erst in unseren Tagen wird er endgültig begraben.

Seit der Restauration ist Cromwells Gedächtnis verdammt. Man sieht in ihm nur den Königsmörder und Usurpator. Erst im 19. Jahrhundert findet er mehr Verständnis und Gerechtigkeit. Überraschenderweise ist es die Dichtung, die ihm am unparteiischsten naht. Die romantische Bewegung, die eine kleine literarische

Revolution war, begann vor hundert Jahren mit Victor Hugos Drama „Cromwell“. Um Cromwells Tragödie zu begreifen, muß man in seiner politischen Laufbahn zwei Epochen unterscheiden, in denen wir zwei ganz verschiedene Cromwells vor uns haben. Die Opposition gegen die Stuarts bündelt verschiedenartige Kräfte. Cromwell und seine Freunde vertreten die religiösen Strömungen. Ihre Forderungen finden sie vorgezeichnet in der — Bibel! Die Bibel jedoch läßt als politische Herrschaftsform lediglich die reine Theokratie zu. Die Träger der biblischen Wahrheit waren die „Heiligen“, wie die Puritaner sich untereinander zu nennen liebten. Das Endziel ihres Kampfes war mithin die Errichtung des Gottesstaates, mit einer Regierung der „Heiligen“.

Selber ein Visionärer und ein Sektenmann, schöpfte Cromwell die Kraft, die er zum Kampfe brauchte, aus seiner religiösen Schwärmerei. Er glaubte ehrlich daran, die Sache des Allerhöchsten zu führen, und überließ Ihm die Sorge um die Zukunft. Er fragte sich gar nicht, was er denn machen würde, wenn er eines Tages die Macht erobert hätte.

Cromwell wurde Diktator wider Willen. Mit seinem scharfen Sinn für unmittelbare Tatsachen entdeckt er bald den Abgrund, der die biblischen Träume von der politischen Wirklichkeit trennte. Hätte er die Politik fortgesetzt, die ihn an die Macht geführt hatte, so hätte er alles verdorben. Was tun? Zurück zum Vergangenen? Aber da erblickte er nur die Stuarts mit ihrem Rachedurst. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als auszuharren. Allein, wenn man ausharren wollte, mußte man das Provisorium in ein Definitivum verwandeln, mußte sich der Protektor zum König von England krönen lassen. Auf welche politischen und sozialen Kräfte gründet man aber diese neue Politik? Beängstigendes und unlösbares Problem! Seine Anhänger sahen nicht, vor welchem Abgrund sie alle angelangt waren. Er aber durfte ihnen nicht die Augen öffnen, wenn er sich nicht kompromittieren und wenn er ihr Vertrauen nicht verlieren wollte. So lebte man fort in zweideutigen Verhältnissen.

Aber das Zweideutige kann nicht verewigt werden. Cromwells alte Kampfgenossen entdecken schließlich doch, daß er den Thron für seine eigene Dynastie wieder aufzurichten plant. In ihren Augen hatte er den Krieg gegen den König, ein neuer Judas Makkabäus, für eine heilige Sache begonnen, wurde aber nach dem Sieg

durch seinen Plan, sich selbst zum König zu machen, ein Judas Ischariot. So nahmen sie gegen ihren alten Führer insgeheim einen verbissenen Kampf auf.

Ein großes Vakuum entstand um den Diktator herum. Nackte Terrormaßnahmen blieben ihm als Verteidigungsmittel. Der Ausgang dieses Kampfes konnte nicht zweifelhaft sein. Mit seinen Illusionen verlor Cromwell seinen Lebenszweck. Unerfüllt blieb seine Sendung.

Das ist der Grund, weshalb ihn die paar Jahre Macht so vollkommen verbrauchen konnten. Bei Renan steht irgendwo die melancholische Bemerkung: *Wehe dem, der Revolutionen macht, aber glücklich sind die, die sie beerben!* Das Schicksal Cromwells ist doppelt unerfüllt, weil sein Werk des Revolutionärs und des Diktators keinen Erben gefunden hat.



Elkins: General Schleicher (Papierplastik)

Im Kampf ums Dasein

Von

Leopold Wölfling

K. u. k. Ministerium des kaiserl. und königl.
Hauses und des Aeußern.
ad 119626/1

Identitäts-Zeugnis

Das k. und k. Ministerium des kaiserlichen und königlichen Hauses und des Aeußern bestätigt hiermit, daß Seine kaiserliche und königliche Apostolische Majestät dem zu Salzburg am 2. Dezember 1868 geborenen durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Leopold Ferdinand über Höchstseine Bitte Allernädigst zu gestatten geruht haben, die Stellung und den Rang eines Erzherzogs abzulegen und den bürgerlichen Namen Leopold Wölfling anzunehmen und daß sonach der nunmehrige Herr Leopold Wölfling (geboren zu Salzburg am 2. Dezember 1868) mit dem obengenannten vormaligen durchlauchtigsten Herrn Erzherzog identisch ist.

Wien am 3. April 1903.

Seiner k. und k. Apostolischen Majestät
Minister des kaiserlichen und königlichen Hauses
und des Aeußern:
Goluchowski m. p.

Ein Telegramm mit Rückantwort“, ruft der Bote ins Fenster. Von Berlin! Siehe da! „Drahtet ob Freitag bei Premiere Primus-Palast Einleitung zu Habsburger Film sprechen könnt“. Aha, Margaretenstraße Ecke Potsdamer, denn ich kenne ja mein liebes Berlin nur zu gut, besser als Wien, besser als Paris. Ich antworte also mit „Bitte um nähere Details“, da es Dienstag ist, „um Reisegeld, denn ich habe es nicht.“ Am Mittwoch kommt zeitig morgens wieder ein Telegramm mit Rückantwort. Ich soll spätestens Donnerstag dort sein, Näheres mündlich, Adresse Unter den Linden, aber kein Wort von Reisegeld. Die schönen Träume vom Verdienst sind Essig. Also nochmals wegen Vertrag und Reisegeld geantwortet. Am Donnerstag morgen nichts, nun ist wohl alles vorüber. Alle die Pläne, wie es wieder dort sein wird, wen ich wiedersehe, alles zu Wasser geworden. Da kommt abends acht Uhr das Geld. Nun heißt es, rasch ein Köfferchen packen und abends ab.

In Berlin. Kaum ist die einleitende Rede zu Papier gebracht, schon sausen wir die Linden entlang — wie viele Erinnerungena blitzen durchs Gehirn. Kaum habe ich noch Zeit, den Direktor zu begrüßen, schon heißt es, hinter die Bühne gehen. Ein sonderbares Gefühl, schnell wegzulaufen, bemächtigt sich meiner. Ich bin aber eher neugierig als unentschlossen. Es muß sein. Der Vorhang geht hoch, und ich bin geblendet von den Scheinwerfern, aus einer absoluten Finsternis tönt Händeklatschen, ach so, dort sitzen ja Menschen, die ich nicht sehen kann. Fast purzle ich über mein improvisiertes Pult, indem ich mich vor dem Nichts verneige. Ich fange an.

O Wonne. Leicht und fließend geht es. Ich blättere um, da flattert eine Seite zu Boden. Ruhe, donnere ich mir unhörbar zu, und hebe das Blatt auf. Gott sei

Dank, es war bloß das letzte Blatt. Im Handumdrehen bin ich fertig. Habe noch den Schlußwitz angebracht, der mir lächerlich deucht, und davon handelt, daß ich vielleicht im nächsten Jahr Generaladjutant von Amanullah sein werde, wieder klatscht das gähnende schwarze Loch, ich verbeuge mich, und der gute, brave liebe Vorhang verhüllt mich. Ich bleibe gleich da, denn um 7 und um 10 heißt es wieder reden. Nun stört mich das unsichtbare Publikum wohl weniger, aber es scheint kalt und leer, wenn man jene nicht sieht, zu denen man spricht. Rasch ist die Woche um, und da ein neues Engagement in Neukölln nicht zustandekommt, reise ich wieder, ich muß sagen, schweren Herzens, von Berlin ab.

Lange höre ich nichts und glaube, daß dies nur ein Versuch war. Dann bekomme ich eine Einladung des Leo-Films aus München, und es entwickelt sich eine heftige Korrespondenz. Ich soll eine Tournée in der Schweiz und Süddeutschland unternehmen. Einverstanden. Preis konveniert, alles wird festgelegt, und ich reise nach Zürich. Am 1. April — ominöser Tag — Debut in Winterthur. Dort gastiert ein Zirkus, und als ich die Bühne betrete, sitzen bloß wenige Menschen im Zuschauerraum. Hier kein Scheinwerfer, also sehe ich meine Landsleute, und bald hätte ich sie auf Schwyzer Dütsch begrüßt. Aber das darf nicht sein. Am folgenden Tag sind schon einige mehr, denn der Zirkus gibt auf allgemeines Verlangen die letzte Elite-Galavorstellung. Am dritten Tag ist das Kino ganz voll. Jetzt merke ich, daß es sich leichter spricht und es auch schöner ist, ja, ein stolzes Gefühl ergreift mich, zu andächtig Lauschenden zu sprechen. Ich gehe mehr in den Geist meines Vortrages, unterstreiche besser, und es freut mich mehr.

In Montreux rede ich Französisch abwechselnd mit Englisch. Da ist zwar mehr Sorgfalt nötig, aber ich halte das getreue M. S. krampfhaft in der Hand. Hier stehe ich auf einer improvisierten Kanzel, die hin- und herschwingt, sobald ich mich rühre. Das stört ein wenig. Zudem ist das Publikum unruhig, und es ist drückend heiß. Schon läuft mir der Schweiß über die Nase, und die Brillen beschlagen sich, aber ich kann gerade noch durchhalten. Leider regnet es, und die Nebel decken die herrliche Aussicht. Aber allerlei Erinnerungen werden wach. Hier wohnte ich im Winter 02 auf 03 einige Monate, gleich nach meinem Austritt aus dem Kaiserhause. Es war eine aufregende Zeit voller Zweifel und Ungewißheiten. Hier interviewte mich mein lieber alter Freund Felix Salten, damals bei der „Zeit“. Hier promenierte ich mit meinem Anwalt Adrien Lachenal, Alt-Bundespräsident der Schweiz, und hier traf ich, nachdem ich lange mit ihm korrespondiert hatte, zum erstenmal den geistreichen und draufgängerischen Dr. Emil Frischauer, der mich in Wien vertrat, und dem ich meine spätere Existenz als sorgenloser Privatmann verdanke. Ein lieber Mensch, Dr. Niehaus, lud mich zum Tee, und es war ein Vergnügen, mit diesem Gelehrten über allerlei Themata zu plaudern.

Es geht von da nach Nürnberg und Karlsruhe, wo ich überall nur zwei Tage blieb, und von da nach Basel. Nun war ich schon sicherer geworden, hatte mein M. S. vielfach geändert, und einmal vergesse ich, es einzustecken: Tödlicher Schrecken, unbedingt bleibe ich irgendwo stecken. Mit Zagen betrete ich wieder eine Art Kanzel, aber da ich hier das Publikum nahe habe, und jeden einzelnen gut sehen kann, geht es doch ganz gut, wenn ich auch bemerke, daß ich einiges



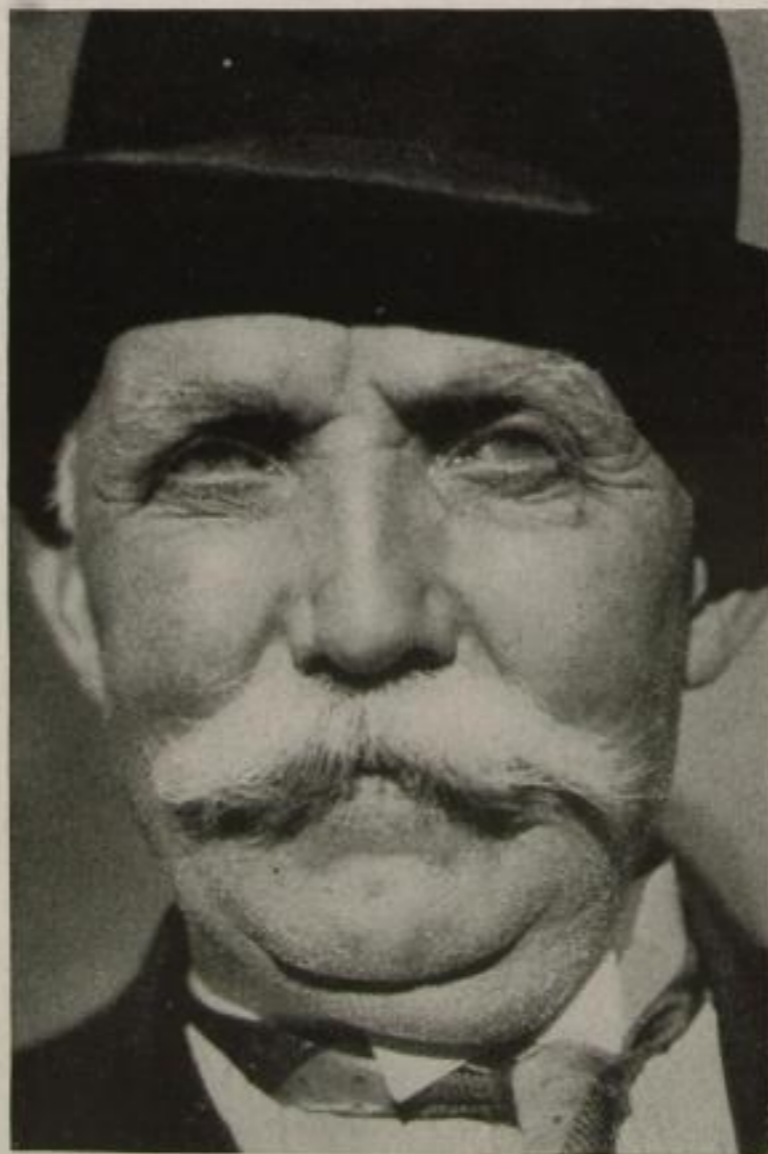
Ein Haus wird abgerissen

Seidenstücker

Dortmunder Typen



Händler



Vorarbeiter



Schläger

Photos Erich Grisar



Weltmeister im Ringkampf (Henri Déglane)



Der Komiker Münchens (Karl Valentin)

Robertson



Lichtenstein und die Krise

Federmeyer



Akrostichon auf einem Grabstein in Bingen (Die ersten
Worte der Verse von oben nach unten zu lesen)

Gonny

ausgelassen habe. Die Sicherheit ist aber da, nur verstehe ich nicht, oder eigentlich fühle ich nicht den Kontakt mit dem Auditorium, von dem mein Chef, der Kinobesitzer, immer spricht. Meinen Vetter, Erzherzog Eugen, der dort lebt, bekomme ich nicht zu Gesicht, was mir auch lieb ist, denn unsere Wege sind getrennt.

Von da nach Bern. Hier ist das Publikum, dessen Eigentümlichkeiten mich jetzt lebhaft interessieren, ernst und würdevoll im Kontrast zu den leichtlebigen und heiteren Baslern.

Erst im Herbst werde ich nach Frankfurt engagiert. Auch da bin ich gut bekannt von früheren Reisen und Besuchen bei Verwandten, aber diese halten sich fern, denn sie rümpfen die Nase über den Vetter-Conférencier, nach dem System: Grüß mich nicht Unter den Linden. Als Ersatz finde ich reizende Menschen von der Presse, mit denen es sich leicht und angenehm plaudert.

Einen Monat später lande ich in Koblenz. Dort ist Frankreich: Die Trikolore auf dem Ehrenbreitstein stört mich sehr. Hier spreche ich bei einem Direktor, der mir den Rat gibt, das M. S. wegzuworfen und frei zu reden. Zuerst hatte ich einen Anfall von Lampenfieber. Mit Schrecken betrat ich die Bühne und hoffte, der Vorhang würde kaputt sein oder plötzlich ein Brand ausbrechen, daß ich nur nicht sprechen müsse. Nichts dergleichen geschah, und plötzlich stand ich vor Reihen über Reihen von Leuten, die mich alle starr ansahen. Inmitten meines Schreckens bemerkte ich, daß jemand laut sprach, und zu meiner Genugtuung konstatierte ich, daß ich es selber sei. Damit war der Fieberanfall weg, nun brauchte ich mich nicht mehr krampfhaft ans M. S. zu halten, es ging wie von allein, freundlich sahen mich die Leute an, und ich wußte: der Kontakt ist da! Nun hatte ich gewonnen, und jeder weitere Vortrag war eine Quelle stolzen Genusses, wohl anstrengend, da ich mich in mein Thema nun hineinleben konnte. Nun riß das Engagement ab, ich konnte bloß noch in Cochem sprechen, in einem Saal, wo ich auf einer Weinkiste stand, die mit einem roten Läufer bedeckt und von zwei absterbenden Lorbeerbäumen flankiert war, dem Symbol meiner zukünftigen Engagementlosigkeit, und mit der ausgestreckten Hand die braven Winzer in der ersten Bankreihe fast berühren konnte.

Dann war es aus. Ein Impresario, der sich mir aufgedrängt hatte, und den ich fast ermordet hätte, weil er so unverschämt und geldgierig war, war ausgekniffen. Nun half mir aber der gute Direktor F., und wir schrieben unzählige Briefe an unzählige Kinobesitzer. Mal einen Tag in Münstermaifeld in der Eifel, in Neuwied am Rhein, einige Tage in Trier, wo es sehr nett war, dann lange vierzehn Tage in Untätigkeit, die qualvoll waren.

Endlich ein Engagement in Köln. In den „Kinos für jedermann“, wo der Besucher 30 Pfennig zahlte und ein Glas Bier gratis bekam. Die Unterwelt von Köln. Interessant. Eines Abends sitze ich in der Kneipe, vor meinem Vortrag, als sich zwei Herren bei mir niederließen. „Herr Wölfling, erschrecken Sie nicht!“ sagte der eine und schlug den Kragen seines Rockes zurück. „Ich bin Kriminalkommissar.“

„Schön“, sagte ich. „Lassen Sie mich erst mal sprechen und mein Honorar kassieren, dann können Sie mich mitnehmen.“

„Darum handelt es sich nicht“, sagte er. „Haben Sie Dokumente, mit denen Sie sich legitimieren können?“

„Jawohl“, sagte ich. Gut, er sah sie sich an, wollte sie auch mitnehmen, denn er erklärte mir, es habe sich vor einiger Zeit im Moseltal ein Wölfling umhergetrieben als Zechpreller, der sich offenbar für mich ausgegeben hatte; darum müsse er meine Personalien feststellen.

Am Tage darauf ging ich zur Polizeidirektion und wurde nach Rücksprache und Unterfertigung eines Aktenstücks, womit ich vollauf legitimiert war, erst zu einem Rat, dann zu einem noch höheren Rat, schließlich zum Polizeipräsidenten geführt, alle waren äußerst zuvorkommend und interessierten sich lebhaft um mein Wohlbefinden und meine Erfolge. Ich bekam nun meine Dokumente zurück und war nun im Rheinland reingewaschen von jeglichem Verdacht.

Es gibt nun wieder eine Zeit der Engagementlosigkeit, dann beginne ich im Ruhrgebiet, und hier geht es nun von einem Ort zum andern. Als ich in Gladbeck abends das Kino verließ, standen in der Dunkelheit viele Leute. Einer trat auf mich zu und sagte: „Wir sind hier lauter Österreicher, die sich über Ihren Vortrag gefreut haben, und da wir von Ihnen nicht annehmen können, daß Sie uns allen die Hand reichen, so geben Sie sie mir, und das gilt für alle.“

In Mettmann bei Düsseldorf wieder lud mich der Kinobesitzer am letzten Tage meines Vortrags in die Wirtschaft ein. Erst wollte ich nicht, ich wäre gern gleich nach Düsseldorf zurückgefahren, aber er drängte mich, und als ich eintrat, saß ein Herr am Klavier, und ein Dutzend junger Leute standen umher. Plötzlich begannen sie, den Walzer „An der blauen Donau“ zu singen, und als es fertig war, stand der Lehrer auf, der am Klavier saß, und meinte, weil ihnen mein Vortrag so gut gefallen habe, wollten sie mir aus Dank eine heimische Weise vorsingen. Ich war sehr gerührt und dankte mit einer kleinen Ansprache.

Nirgends fand ich Opposition. Nur in Wattenscheid sagte plötzlich ein junger Mann mitten im Vortrage ganz laut: „So'n oller Quatsch! Nu jeh ich, eene Zigarette roochen!“ Das Mädchen neben ihm wollte ihn zurückhalten, aber er stand doch auf. Da unterbrach ich den Vortrag, und sagte ihm: „Gehn Sie nur ruhig rauchen, ich werde indessen trachten, mit dem ollen Quatsch bald fertig zu werden, denn dann kommt das, worauf Sie sehnsüchtig warten: die Verfinsterung des Saales.“ Allgemeines Gelächter. Als ich hinausging, zupfte mich wer am Ärmel und sagte: „Nichts für ungut, Sie haben es mir gut gegeben.“

Nachdem ich, nach berühmtem Vorbild, sagen konnte: Es bleibt mir auch gar nichts erspart — so habe ich auch mal einen ungedeckten Scheck als Honorar erhalten. Aber diesen leitete ich wieder auf Umwegen an den Spender zurück, so daß ich keinen Schaden davon hatte. Angenehm war es in Rheydt, denn der Besitzer sorgte für mich in wahrhaft freundschaftlicher Weise für Kaffee, Kuchen, Zigaretten und Abendessen, prolongierte mein Engagement um vier Tage, empfahl mich noch an zwei andere Orte im Rheinland, so daß ich ihm besonderen Dank zolle.

Leider machte die Einführung der Tonfilmapparatur meiner Tournée im Frühling ein Ende. Ich begriff, daß die Kinobesitzer nicht noch außer jener Anlage einen teuren Conférencier sich leisten konnten, und mit herzlichem Bedauern, sowohl geistigem wie materiellem, machte ich einen Strich unter meine erfolgreiche Tätigkeit als Bohémien.

Zuletzt reiste ich mit Leinwand in der Steiermark, in Polen mit Wein.



Tatzelwurm

Die Ertrunkene

Die Feste der Unterwelt

Von

Carl Ruhrmann

Bedenkt man, daß die sagenhaften Städte des Industriegebietes in Wirklichkeit künstlich aufgeblähte Kleinstädte sind, deren Einwohner, von strengem Kastengeist beseelt, mehr Angst als überlegenes Machtbewußtsein gegenüber der eigenen Industrie haben, so wird sich zwangsläufig auch das Bild der in diesen Städten existierenden Unterwelt ergeben. Gewiß ist die Fassade zuweilen etwas wildwestmäßig, sie verbirgt jedoch einen nach strengsten Prinzipien im provinziellen Sinne nach oben und unten sich gliedernden Einwohnerkomplex. Daß die Unterwelt dieser Städte besonders groß ist, ergibt sich einmal aus den ungeheuren Menschenmassen, die sich arbeitsuchend hier zusammenfinden, dann überhaupt daraus, daß die Industrie mehr oder minder dunkle Existenzen aller Art anzieht, die, wenn sie nicht Arbeit suchen, so doch in irgendeiner Form gerade hier glauben, leichter ihren Nutzen zu finden.

In diesen Städten, deren Bevölkerung sich zum Teil aus 80 vom Hundert Arbeitern und 20 vom Hundert Kaufleuten und Beamten zusammensetzt, überwiegt nach bürgerlicher Anschauung die Unterwelt, der *Norden* schlechthin, denn man macht keine Unterschiede. Aber gerade der „Norden“ ist seinerseits wieder aufs strengste gegliedert; kein Arbeiter wünscht sich mit den Verbrechern identifiziert zu sehen; und wieder innerhalb seiner Kreise nehmen die Nachkommen der vor dem Kriege hier besonders zahlreichen polnischen und italienischen Einwanderer, die zuweilen ganzen Städten ihr Gepräge gaben, eine nicht ohne Mißtrauen betrachtete Sonderstellung ein.

Es gibt zwischen diesen beiden Polen des Nordens eine Übergangssphäre, die schwer zu definieren, außerordentlich weit nach oben und unten greift; es ist die Stufe, auf der Arbeitslosigkeit, ungestilltes Fernweh, Lebensangst, natürliche Hemmungslosigkeit zum Schicksal werden können; die Stufe, wo der Proletarier Gefahr läuft, hinabzusinken in die eigentliche Unterwelt, die er ebenso verachtet wie der Bürger. Eine Rauferei, die in eine Stecherei ausartet und, als Totschlag bestraft, das Vorleben belastet, kann in diesem Falle genügen; und Schlägereien sind, auch ohne die politische Zuspitzung der letzten Monate, auch ohne die gärende Stimmung der großen Arbeitslosigkeit, bei dem ausgesprochenen Mischvolk dieser Gegend häufig. (In die Augen springendes Beispiel die Furcht vor dem „Polackeneck“, dort sind die Kneipen als besonders gefährlich bekannt.) Die *Schläger* überhaupt bilden eine besondere Gruppe, sie gehören durchaus nicht immer zu Verbrecherkreisen, oft sind es Arbeiter, die durch Jahre hindurch wegen ihrer Raufereien, ihres Jähzorns dem Gericht bekannt sind; es gibt bestimmte Gegenden, in denen sie nachts die Straße unsicher machen, sie repräsentieren eine der wesentlichsten Zwischenstufen in der Entwicklung des abgeglittenen Proletariats zum Unterweltmenschen.

Hauptsächlich sind es die Tanzfeste der großen und kleinen Verbrechervereine, die „Ludenbälle“, die als Sensation des Nordens bezeichnet werden können. Freilich nur für eingeweihte Kreise; der klassenbewußte Proletarier steht diesem Treiben fern. Mit der ganzen Verachtung des Darüberstehenden, ja mit dem Haß dessen, der nicht verwechselt werden will, lehnt er diese Feste und alles was damit zusammenhängt ab. Wer nun Orgien erwartet, wird enttäuscht sein, denn so wie der Anlaß dieser Veranstaltungen ein durchaus bürgerlicher ist (Fastnacht, Frühlingsfest, Himmelfahrts-Herrenpartie, Maifeier, jedoch nicht aus politischen Gründen), so auch ihre Organisation, der Ablauf ihres Programms, das Verhalten der Vereine. Es gibt natürlich alle Arten gesellschaftlicher Aufmachung, ob jedoch „mondän“ oder nicht, immer sind es unromantische, nach kleinlichstem, bürgerlichem Kodex aufgezogene Zusammenkünfte: Entgleisungen werden ziemlich brutal gerügt, erst ganz gegen Schluß, bei allgemein restlos gelockerter Stimmung geschieht einmal etwas, das sich nicht ganz mit einer bürgerlichen Familienfestlichkeit vereinbaren läßt und meist aus Konflikten infolge des starken Damenmangels entspringt, wobei die wenigen Damen aktiv auftreten und um die paar verfügbaren Herren streiten.

Unter den Männern lassen sich deutlich zwei Generationen unterscheiden: der alte, normale, sentimentale Ausbeuter, meist etwas verliebt in seine „Frau“, der Eifersucht nicht nur aus Geschäftsinteresse kennt, — die Jungen, die, vorwiegend homosexuell oder zumindest bisexuell, möglichst viele Mädchen auf einmal „laufen lassen“, an denen sie wenig oder gar kein Interesse außer einem rein geschäftlichen haben. Sie sind auch weniger gesonnen wie die Alten, bei besonderen Spezialitäten zu teilen, und keineswegs so sehr darauf eingestellt, mit dem verdienten Geld für das Mädchen mitzusorgen und es zu schützen; treten diese für die Betreffenden ein, so doch mehr, weil der „Freier“ die Zahlung verweigerte, als aus Zorn über etwaige Brutalitäten. Auch ihre moralische Entrüstung über Beleidigungen u. dgl. ist eher ein Trick, etwa noch mehr herauszuschlagen. Die beiden Generationen stehen sich ziemlich kritisch gegenüber, und gern



Robert Buchner

— Paß auf, wenn jetzt die neue Sittlichkeit eingeführt wird, wird die Sache gleich besser gehn.

warnt man gegenseitig voreinander, wenn man ein Mädchen beschmusen will. Viele, besonders die Feudaleren, haben zwei Berufe, wie Kellner, Musiker, Agent usw., wegen der Polizei und weil es überhaupt geschäftlich einen besseren Eindruck macht . . .

Dauert ein Fest der „Haute volée“ oft tagelang in größter Aufmachung, so fängt man bei den „kleinen Leuten“ eigentlich so richtig erst gegen 1 Uhr nachts an, wenn die letzte „Börse“ gewesen ist; was danach verdient wird, ist sowieso nicht viel, da sich das Hauptkontingent der Freier aus Provinzlern rekrutiert, die

dann schon abreisen müssen oder zu betrunken sind, um nutzbringende Wünsche zu äußern. An solchen Abenden sind die andern Lokale leer, alles konzentriert sich auf das Festlokal: die übliche kleine Stehbierkneipe mit dem klingenden Namen eines deutschen Feldherrn, dem dahinterliegenden Tanzsaal mit Bühne und Toiletten links und rechts. Die Kontrolle ist streng, Eintrittskarten genügen für Fremde nicht ohne weiteres, man muß persönliche Empfehlung nachweisen können, möglichst solche vom Vorstand, der pünktlich und schwitzend in dunklen Anzügen erschienen ist und ohne Frauen am Mitteltisch thront. Aber auch später, wenn Nichtorganisierte, Fünfgroschenjungs, allerlei Nutten, Zigeuner und Hafenschiffer hereinkommen, ist die Kontrolle keineswegs aufgehoben.

War der Beginn kleinbürgerlich steif, so wird es später mit einem Schlage anders; der Saal füllt sich, die braven Töchter mit den Hängezöpfen lassen sich in den Saalecken sehr ungeniert küssen, die Papas mit hochgewichsten „Es-ist-erreicht“-Schnurrbärten thronen in blauer Würde, in den dicken Mamas erwachen atavistische Regungen vorehelicher Zeiten, sie trösten sich, so gut es eben geht. Dazwischen rührend verliebte Paare; wenn er ihr die Ehre antut, heute einmal mit ihr auszugehen, so ist das quasi ein legitimes und höchst gemütvolltes Bekenntnis zu ihr, über das rein Geschäftliche hinaus; ziemlich hemmungslos tanzt ein dürrer Alter mit einem ganzen Harem kleiner Jungen, dazwischen auch Annäherungen von Frau zu Frau, aber seltener und sehr vorsichtig, denn wenn der Alte es merkt, setzt es Ohrfeigen, so etwas paßt nicht ins Geschäft. Man findet sich zusammen, Anfänger holen Informationen von Erfahrenen ein; einer mit einer schönen Frau wird gefragt, wie er es gemacht hat, solchen Einfluß auf sie zu bekommen, daß sie für ihn ranschaft, wo sie doch gut allein losgehen könnte.

Nun erst wird allmählich klar, daß sich dieses Fest von wirklichen Kleinbürgerveranstaltungen wesentlich unterscheidet: die Selbstverständlichkeit, mit der die gutgekleideten jungen Leute, die mit Familie anrückten, von Anfang an unter sich tanzen, überhaupt die feinen Anzüge, die kaum merkbaren Gesetze, nach denen Neuankömmlinge abgewiesen oder zugelassen werden, die auswärtigen Gäste, die selbst weite Reisen nicht scheuten — gerade das Unromantische ist charakteristisch. Tanzt wildbewegt irgendwo ein auffallendes Paar, er ohne Kragen, sie in Pullover und Schal, kann man sicher sein, Arbeitslose oder Literaten vor sich zu sehen; aber die unauffälligen ruhigen Herren bürgerlichster Kleidung im Hintergrund, die scheinbar nur aus Versehen hierhergeraten sind, würden bei einer Razzia ganz erheblich in Verlegenheit kommen. So feiert der Verein „Letzte Chance“ bis zum Morgen, und müssen auch die späteren Gäste den eisernen Rollvorhang hochdrücken und so lange klopfen, bis man ihnen öffnet — denn man spart die Lustbarkeitssteuer —, so fehlt es doch dafür nicht an einer endlos langen Reihe von erheiternd sein sollen den Darbietungen eines drittklassigen Komikers mit Partnerin, die man eigens engagiert hat und über deren anständige, pointenlose, uralte Witze man sich mit rührender Naivität freut. Dazwischen Nummern, die man selbst bestreitet, Liebhabertheater, mit der Tochter des Vorsitzenden als Liebhaberin, und eine herrliche Jongliernummer, in der sich Boxerwilli, sonst Straßenräuber und Zuhälter, mit überraschender Geschicklichkeit produziert, so daß man sich vergeb-

lich fragt, warum er bei diesem Talent den anstrengenderen und weniger nützlichen Beruf wählte.

Darbietungen liebt man überhaupt, auch bei der feudaleren Gesellschaft der großen Ringverbände, die alljährlich ein oder zweimal in einem Vorort feiern, der gerade durch seine solide Öffentlichkeit am verstecktesten ist. Geschickt in Intervallen, über die ganze Nacht verteilt, singt man (nicht schlecht, man hat doch tagsüber reichlich Zeit, bei einem Professor Gesangsstunden zu nehmen), rezitiert, führt die neuesten Gesellschaftstänze vor. Der Inseratenteil des Festprogramms ist der reinste Baedeker durch die Unterwelt. Dazu eine Auto-Anfahrt wie vorirgendeinem Industrie-

klub. Selbstverständlich ist die Kriminalpolizei eingeladen, sie erscheint, frei nach Sherlock Holmes, mit steifem Kragen, Straßenanzug und Monokel und bildet sich ein, nicht erkannt zu werden. Die Vereine (Kegel- und Gesellschaftsvereine), die dem großen nordwestdeutschen Ringverband angehören, sitzen gesondert an Tischen, die mit Fahnen und Vereinsabzeichen dekoriert sind.

Drei Tage kegelt und trinkt, trinkt und kegelt man, fulminante Preise stehen auf einem Sondertisch, an dem zugleich ein Festkomitee aus den Vorsitzenden der veranstaltenden Vereine regiert. Im Nebensaal ein Apachenkeller mit Wandversen von erfrischender, rein auf Geschäftshumor eingestellter Sachlichkeit, in denen man sich gern mit „Schwerarbeiter“ bezeichnet. Die Tische bleiben ziemlich steif voneinander getrennt, die meisten Herren tanzen nicht, denn das Tanzen untereinander ist hier verpönt, an Damen aber hat man, wie immer, wenig Interesse. Die paar, die mitgekommen sind, sind sehr elegant, sehr gepflegt, richtiggehend verheiratet, tanzen mit ihrem Mann, höchstens mit dessen allernächsten Freunden, und haben es, das zeigen sie gern, „in keiner Weise mehr nötig“. Erst nachdem einige harmlose Pfänderspiele die ganze Gesellschaft ein wenig durcheinandergebracht haben, besucht man sich gegenseitig an den verschiedenen Tischen, tauscht geschäftliche Erfahrungen aus, läßt sich ein (gastfrei ist man überhaupt), stellt fest, daß die Dreigroschenoper ein romantisches Machwerk sei, kein Abbild ruhiger Geschäftskreise. Einer erzählt, wie er drei Eintänzerinnen gegeneinander ausspielte, um das Fahrgeld hierher zu bekommen, ein anderer



Jeanne Mammen

— Unglaublich, was heutzutage die Herren von einem verlangen . . . Briefmarken.

erklärt, daß er eine Masochistin auf halbpart am Umsatz beteilige; ein sehr liberales Angebot, aber er ist allein und verdient nichts, und außerdem zieht so etwas in Leipzig (!) am meisten.

Wären nicht diese kleinen Gespräche, momentweise nur erfaßbar, man würde ganz gewiß nicht glauben, auf einem *Ball nur für Vorbestrafte* zu sein, im Gegensatz zu manchen Festen, von denen erzählt wird, daß dazu auch „anständige Leute“ eingeladen würden, um die Stimmung etwas toller zu bekommen; denn „niemand ist so unmöglich wie die anständigen Frauen“ — dies die allgemeine Ansicht. An sich ist man freier, macht, weniger gezwungen, in Kleinbürgertum als die kleinen Vereine; trotzdem, wehe, wenn einer zu auffallend oder zu oft mit derselben tanzt, jöhlt oder Krach anfängt — draußen im Auto wird er verboxt, denn, bei aller Liberalität, es geht hier um die Vereinsehre, und als ein ziemlich deutliches Lied von einer Clique angestimmt wird, ist man zwar nicht krampfhaft schokiert wie die kleinen Leute, aber doch von der Kühnheit dieses Ausbruchs überzeugt. Erst gegen Morgen gibt es eine große Schlägerei unter den Damen um einige Kavaliere, aber man wirft die Streitenden hinaus, und während draußen die Schupo eingreift, sitzen drinnen die Objekte, um die es bei dieser Straßenschlacht ging, seelenruhig weiter beim Bier. Ritterlichkeit wäre der Polizei gegenüber ein allzu großer Luxus.

Daneben gibt es aber auch solidere Vergnügungen, denen der ganze Norden schlechthin huldigt und anläßlich derer sich für einen Abend die sonst so peinlich streng geschiedenen Kasten zusammenfinden. Das ist der Box-Abend der kleineren Amateurvereine. Auf derselben Bühne mit giftgrüner Waldkulisse, auf der noch vor Wochen die Zuhälter Theater spielten, ist heute der Ring aufgeschlagen, und am Vorstandstisch von damals sitzen heute die Punktrichter. Ein Weltmeisterschaftskampf ist langweilig gegen dieses Katzbalgen unter wärmster und manchmal sehr aktiver Anteilnahme der Verwandten und Vereinsbrüder. Blut spritzt, manchmal kracht der Ring zusammen, gerade auf die Punktrichter, manchmal fliegt einer mit lautem Krach mitten durch die Waldkulisse und ist verschwunden, während der Sieger kaum imstande ist, seine eigene Kraft und den glücklichen Zufall zu begreifen. Stolz hockt der Gewinner im Schülermatch bei der energischen und noch stolzeren Mama, doch wenn er nicht früh mit nach Hause will, bekommt er trotz offenkundigen Ruhms eine Ohrfeige.

Gelegentliche Sensationen, wie die Seejungfrau oder der Weltmeister im Klavierspielen, der hundert Stunden hintereinander spielt, sind weniger besucht, hier fehlt das Geld, und die zahlungsfähigeren Zuhälter fühlen sich derartigen Freuden gegenüber zu blasierter Zurückhaltung verpflichtet. Dem Arbeiter jedoch ist das alles zu unsachlich, er will keinesfalls betrogen sein und traut dem Braten nicht, im Boxverein und bei den Ringern hat er mit seinesgleichen zu tun, darauf verläßt er sich lieber. Gewiß gibt es da keine eleganten Toiletten, keine interessanten Gespräche. Die Sportanzüge der Boxer sind ihre besten, sonst laufen sie ohne Kragen herum, und spießbürgerlich sind sie oft sehr, sie sind auch nicht organisiert, beschäftigen keine prominenten Rechtsanwälte zur Wahrung ihrer Interessen (gegenüber den Hehlern) — aber sie sind die Zukunft, die rotwangige Zukunft, und ihre Kastenarroganz ist berechtigter Selbstschutz.



Tennis-Episode

Atlantic



Der Schauspieler Paul Wegener und seine Buddha-Sammlung

Zander & Labisch



Aus der Ecole des Beaux Arts, Paris

Hug Block



Unionbild

Moskauer Moden

Die Mode in Sowjetrußland

Von

Leo Lania

Der erste Eindruck, den der Ausländer bei der Ankunft in Moskau empfängt, ist bestimmt nicht so groß wie das Erstaunen, mit dem man nach mehrwöchiger Abwesenheit in Rußland zum erstenmal das Bild einer Berliner Straße aufnimmt. Da hat man voller Spannung den Augenblick erwartet, da man in Moskau aus dem Zug steigen und die erste Bekanntschaft mit dem roten Straßenleben machen würde, und das Ergebnis — nichts. Man sieht: grau. Masse. Hier den Einzelnen als selbständige Erscheinung wahrzunehmen, ist ebenso aussichtslos wie der Versuch, eine Welle im Strom zu verfolgen. Alle Menschen scheinen uniformiert. Und doch trägt nur ein kleiner Teil der Bevölkerung die braune Uniform der Roten Armee, die übrigen: Joppen, Blusen, Sakkos. Bestimmt sind die Männer hier weniger einheitlich gekleidet als in Berlin oder London. Aber der Charakter dieser Kleidung ist einheitlich. Das macht ihre Ärmlichkeit. Und vor allem — die *Mütze*.

Die Mütze ist ein Wahrzeichen des neuen Rußland. Sieht man hier einmal einen Mann mit Hut, so weiß man: Ausländer. Noch genauer: Mitglied einer ausländischen Botschaft, denn auch die ausländischen Ingenieure, Techniker, Industrielle haben sich zur Kappe bekehrt; man will nicht auffallen.

Von den Mitgliedern der Regierung trägt *Stalin* immer dieselbe militärisch zugeschnittene Bluse zu Stiefeln und Militärmütze, nur *Kalinin* als Präsident hat das Vorrecht eines weichen Hutes. Bei Paraden und Demonstrationen der einzige Hut auf der Regierungstribüne.

Die *Rubaschka*, ein apartes Kleidungsstück, wenn sie jemand in Europa trägt, wirkt hier als gewöhnliches Hemd. So fehlt der Kleidung in Rußland jede besondere Note, jede originelle Farbe, das Kleid ist hier nicht der Ausdruck seines Trägers, nicht einmal der Rahmen, in dem man sich präsentiert, sondern eine gleichgültige Hülle. Uninteressant. Man sieht nicht einmal hin.

Bei den Frauen ist es ebenso. Was den Männern die Mütze, ist ihnen das Kopftuch. Besonders elegante Frauen tragen die Baskenmütze. An Festtagen ist das Kopftuch rot, aber da es doch Hunderte, Tausende tragen, sind es nur rote Flecken auf grauem Hintergrund. Und das Grau erstickt das Rot.

*

Die Mütze, die radikale Ablehnung des Hutes, ist vielleicht das einzige Modegesetz der Sowjets. Modelaunen gibt es daneben einige. Die Förderung, die nach Parteiprogramm den verschiedenen Stämmen und Nationen der Sowjetunion zur Entwicklung ihrer volklichen und kulturellen Eigenheiten gewährt wird, hat gewisse nationale Kleidungsstücke in ganz Rußland populär gemacht. Die tartarische Mütze, ein rundes, bunt besticktes Käppchen, das gerade nur den Hinterkopf bedecken darf, wird heute überall getragen. *Gorki*, der sich nie davon trennt, ist ein begeisterter Apostel dieses Käppi.

Aus dem Kaukasus hat man den *Gürtel* bezogen. Der schmale Lederriemen mit Silberbeschlag ist in Georgien der wichtigste Bestandteil des Kostüms, in

seiner kunstvollen Ausführung mit dem daran baumelnden Dolch Ausdruck der Vornehmheit, der politischen Bedeutung (einst des Reichtums) seines Besitzers. So schöne und reich verzierte Gürtel wie im Kaukasus sieht man in den großen Städten des übrigen Rußland nicht, aber dieser Riemen bietet wenigstens die bescheidene Möglichkeit, der einförmigen Kleidung eine eigene, elegante Note zu geben.

Höchster Schick, sehnlichster Traum des Bolschewiken aber ist der *Ledermantel*. In ihm dokumentiert sich der „Amerikanismus“ des neuen Rußland. Die höheren Funktionäre, die G. P. U., die Armee, die Sowjetbeamtin und das Mitglied des großen Balletts — alles begeistert sich am Ledermantel. Je sportlicher, desto besser. Wie ja auch die Uniform der Armee weniger den militärischen Charakter betont als den sportlichen: bequeme Bluse, niedriger Kragen, Breeches, das ist mehr amerikanische Sportkleidung als deutscher Waffenrock; übrigens sehr kleidsam, richtig elegant.

*

Bis zum ersten Mai trägt man in Moskau Stiefel, Galoschen, Pelz; nach dem ersten Mai geht man in bloßem Hemd und Tennisschuhen. Vom Winter springt man ohne Übergang in den Sommer hinein, obwohl der Wetterumschlag keineswegs so kraß ist. Aber in solchen Äußerlichkeiten erweist sich immer wieder das Unvermögen des russischen Menschen, eine mittlere Linie zu finden. Es fehlt das Gefühl für Nuancen. Die reiche Russin von einst hat dieses Manko durch ihre exzentrische Unberechenbarkeit verdeckt. Doch diese russischen Frauen sind ja heute ausgestorben.

*

Die ersten drei Tage befremdet einen die Gleichförmigkeit des Moskauer Straßenlebens, die Unmöglichkeit, vor lauter Masse den Menschen zu sehen. Nachher gewöhnt man sich daran, nimmt die allgemeine Ärmlichkeit in der Kleidung kaum noch wahr, ebensowenig ob die Frauen kurze oder lange Röcke tragen, ob die Farbe der Bluse zu der des Rockes paßt, wie zusammengewürfelt die Toilette ist. Unwichtig.

Betritt man aber nach mehrwöchiger Abwesenheit in Rußland zum erstenmal wieder den Berliner *Kurfürstendamm*, dann ist der Eindruck verwirrend. Im ersten Augenblick wähnt man sich auf einem Maskenball, glaubt, daß alle Frauen und Männer kostümiert sind, daß man selbst Zuschauer oder Akteur einer großen Revue ist. Und jetzt erst, nachträglich, wird einem der ganze Gegensatz zwischen hier und dort bewußt: hat einem drüben die einheitliche graue Masse den Blick für den Einzelnen verstellt, so sieht man hier in diesem Durcheinander von Formen und Farben vor lauter Details, im schnellen Wechsel von Seidenstrümpfen, roten Lippen, Frauenprofilen, kecken Hütchen und farbigen Krawatten kein



Manolo

СБОРНИК ВЫКРОЕК

СЕЗОН 1932Г.



Aus einem russischen Modeblatt (1932)

Gesamtbild. Man kommt sich vor wie jemand, der ein modernes Gemälde aus allzugroßer Nähe betrachtet. Man braucht ein paar Stunden, um wieder die richtige Distanz zu finden. Dort drüben findet man sie nie, weil die Möglichkeit fehlt, unbeteiligt zurückzutreten und das Leben und die Menschen aus einer gewissen Entfernung zu betrachten. Vielleicht ist dies der Hauptunterschied zwischen hier und dort.

Der Zug nach München

Von

Bruno Frank

Meine verehrten Herren, lassen Sie mich Ihre Frage* ganz kurz und ganz subjektiv beantworten.

Ich bin als sehr junger Student nach München gekommen und wußte nach der ersten Woche: hier ist die Heimat meines Lebens. So viel anderes Pflaster ich auch unter den Füßen gespürt habe, ganz von selbst sind sie immer nach dieser Stadt und zur oberbayrischen Landschaft zurückgekehrt.

Warum ist es mir so ergangen und vielen? Gewiß ist München eine wundervolle Stadt, mit Paris und Venedig gehört es zu den drei Städten Europas, darin es sich am herrlichsten spaziert. Gewiß vermag man in seiner gleichmütigen Atmosphäre, in der „die Welt einen sein läßt“, besonders unangefochten zu arbeiten. Aber das allein ist es nicht. Der Hauptgrund ist ganz sicher, daß diese Stadt und ihr Umland noch ein *Volk* besitzt — und zwar eines, das jeder lieben muß, der es kennt.

Der sogenannte „geistige Mensch“ ist eigentlich nirgends daheim. Nicht der Deutsche nur. Oder glaubt jemand, Shelley sei in seinem England daheim gewesen oder Flaubert unter den Bürgern von Rouen? „I stood among them but not of them“, steht über jedem solchen Leben — und darin wenigstens unterscheiden wir Geringen uns nicht von den Göttern. Die Sehnsucht aber nach dem Dazugehören ist jedem von uns dennoch eingeboren, und inmitten einer alten, realen Volksgemeinschaft ist eine Illusion davon möglich und schön.

Seit 1500 Jahren oder noch länger sitzen die Altbayern auf ihrem Grund. Nicht einmal die Völkerwanderung hat sie richtig geschüttelt, und auch der Dreißigjährige Krieg hat hier sein Ärgstes nicht getan. Wer dies Volk kennt, der spürt, daß es ist wie es war. Er wird es lieben müssen in der Eigenwilligkeit seiner Miene und Tracht, in der ungebrochenen Kraft seiner Rede, in seinem Schmuck- und Kunstgefühl, aus dem die schönsten Dörfer des Reiches entstanden sind.

Dies Land ist grundkonservativ. Sich bewahren, das war sein Ziel in aller deutschen Geschichte. Das ist unter Maximilian so gewesen und schon nicht anders unter Tassilo. Ein ungeheures Beharrungsvermögen steckt in diesem eingesessensten Stamm. Und niemand soll sich, verführt durch seine politische Konstellation, plötzlich einbilden, Bayern marschiere mit einemmal an der Spitze der Zivilisation. Das ist nicht sein Ehrgeiz. Dies Bayern ist ein ruhendes Bauernland, das seine Ruhe verteidigt — es ist ihm beinahe gleich, gegen wen und was.

München also, dieses geliebteste München, wird niemals ein „Zentrum“ sein, sondern — wie herrlich immer geschmückt unter seinem festlichen Himmel — ein großer Markt mit der Gelassenheit und unbeirraren Traditionalität einer

* München als Arbeitsort und Lebenslandschaft.



Rudolf Kriesch

— Sog amoi, Muada, schtimmt des, das ins de Saupreissn
wida gern ham?

Stammeshauptstadt. So begeht es die Jahreszeiten, so feiert es seine Feste — so bietet es dem Umgetriebenen, vom geistigen Abenteuer Erschütterten, eine freundliche und eine köstliche Heimat.

637

Das Schönheitsgeschäft

Von

Jean Lasserre

Der Busen der Amerikanerinnen ist im allgemeinen schwach entwickelt. Und tief angesetzt. Seltsamerweise beinahe immer unsymmetrisch. Warum, das weiß man nicht.

Beine und Rücken sind von geradezu vollendeter Schönheit.

Die Amerikanerinnen zeigen sehr gerne ihre Beine. Sie leiden auch sonst nicht an übermäßiger Schamhaftigkeit, aber hier gehen sie bis zum äußersten. In New York, den Oststaaten und den großen Städten ist der Anblick nicht übel. Weniger in den kleinen Orten des Westens, denn dort hält man noch bei dicker Trikot-Unterwäsche. Die Rücken sind immer sehr durchtrainiert. Bei den Schultern schon zu sehr. Aber der Gang ist so schön und ebenmäßig, daß man diesen kleinen Fehler, der im Grunde nur das sicherste Zeichen von Gesundheit ist, ganz übersieht.

Das dürften wohl die charakteristischsten Merkmale der amerikanischen Schönheit sein. Alle Frauen sind nach diesem Modell gebaut, das es in zwei Ausführungen gibt: in klein und in groß. Eine Mittelnummer gibt es nicht. In Amerika gibt es nie eine Mittelnummer.

*

Es gibt Spezialisten für jeden Körperteil.

In Chicago befaßt sich Kathryn Murray mit den Armen und dem Hals. Kathryn Murray ist ein großer, magerer Herr, der Pfefferminzpastillen lutscht. Seine medizinischen Studien hat er in Wien absolviert.

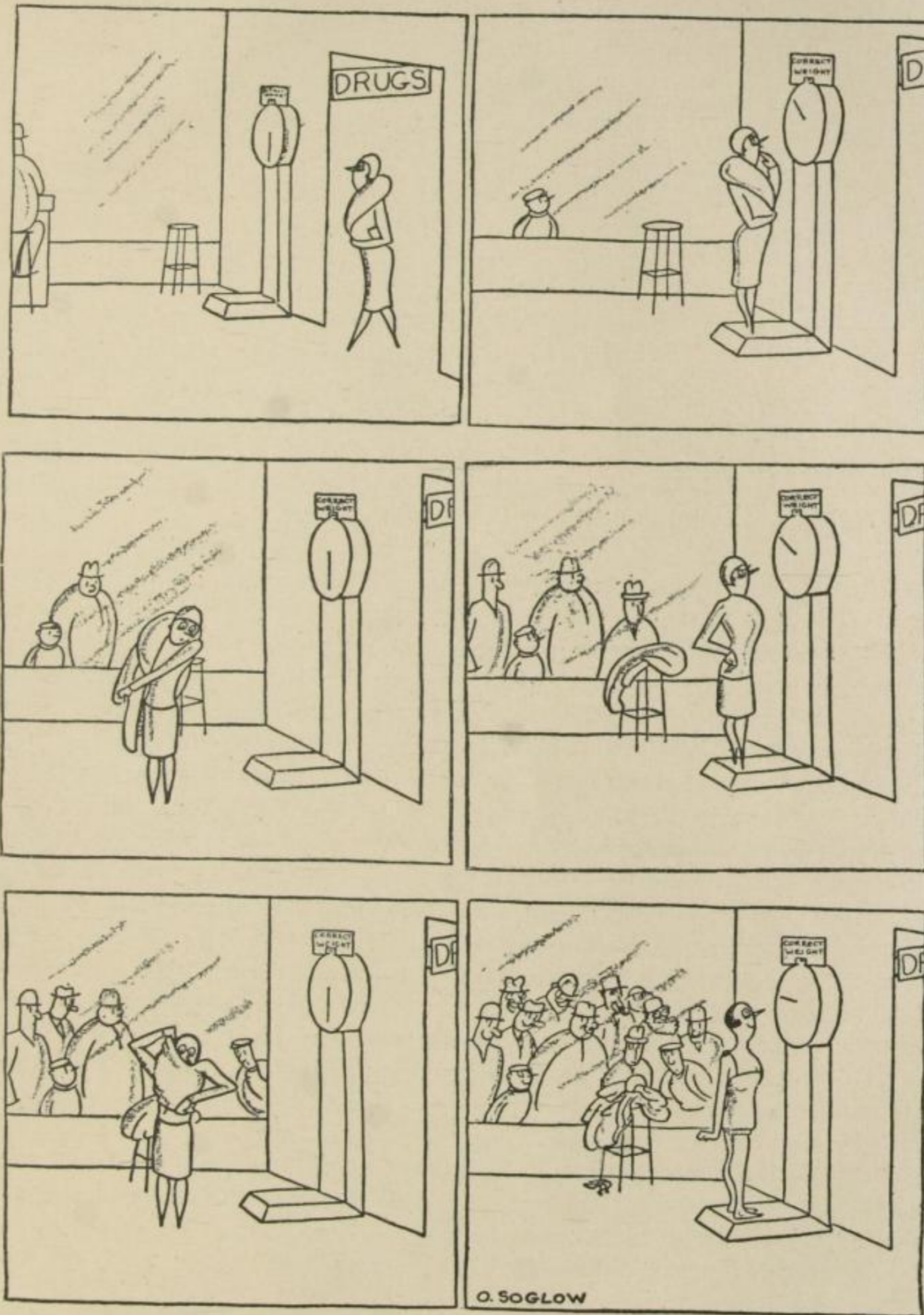
Während Kathryn ein Herr ist, ist „Martin from Vienna“ eine Dame. Wenn man auf Nummer 556 der Fifth Avenue nach ihr fragt, bekommt man sie nicht sofort zu sehen, aber damit man sich nicht langweilt, erscheint eine ganze Plejade romantischer junger Sachsen, die einem die Waden massieren und dazu den Donauwalzer trällern. Sie stammen übrigens ebenso aus Wien wie Clemenceau aus Peking.

Der Doctor Sowieso hat als hohe Schutzpatronin seiner Erzeugnisse die Dubarry gewählt. Die „Du Barrys Special Cleansing Cream for Beauty“ ist berühmt. Sie wird in Tiegelchen verkauft, auf denen man die große Favoritin in einer tiefen Verbeugung vor Franz I. zusammenknicken sieht . . . Medizin und Geschichte sind zwei Dinge, die man nicht durcheinanderbringen soll.

Yardley und Co. in New York haben eine ganz eigenartige Spezialität: in zehn Sitzungen bekommen die Frauen nicht nur einen englischen Teint, sondern auch einen echt englischen Akzent. Der englische Akzent nämlich ist ein Zeichen von Vornehmheit. Yardley und Co. fehlt es nicht an Kundinnen. Sie kommen mit einem Pfirsichteint und gehen mit dem Teint einer Rose und einem schottischen Terrier, dem sie im reinsten Englisch „Kusch!“ zurufen.

„Is your hair youthful?“ fragen die Schwestern Ogilvie. „Sehen Ihre Haare jung aus?“

Das hat eine nicht mehr ganz junge Frau gelesen. Und geht zum Spiegel. Und sucht nach einem weißen Haar. — Ein weißes Haar? Da ist ja schon beinahe ein ganzes Bündel. Hat sie gewußt, daß die angstvollen Stunden des Wartens auf einen zwanzigjährigen Geliebten und dann die Stunden des Genusses und schließlich das ganze Leben, das über sie hinweggegangen ist, sie so gezeichnet haben?



Nein, nein, ihr Haar sieht nicht mehr so aus wie damals, als sie den Wind ihre Locken zausen und einen ihrem Alter angemessenen Flirt zärtlich darüberstreichen ließ . . .

„A skin you love to touch“, sagt John Woodburry. Das besagt viel mehr: „Eine Haut, die du gern berührst . . .“

Und die Frau streicht angstvoll mit nervöser Hand über ihre zu dicken Hüften oder über ihre rauhen Ellbogen oder ihr Doppelkinn, das Fett ansetzt.

Und schließlich die Königin der Kosmetik, in der Fifth Avenue! Nur drei Worte, aber drei Worte, die man nicht vergißt: „Your masterpiece: yourself!“

Sehr viele erwähne ich gar nicht. Die Unzähligen, die keine Reklame machen, keine Devisen haben und keine goldenen Türen mit goldenen Negern, die sie öffnen. Ich übergehe alle die beinahe Namenlosen, die in kleinen Läden und Zimmerchen schneiden, metzgern, zusammendrücken, massieren, durchbohren, umgraben, zunähen, verlängern, strecken, malen und enthaaren und nur den Frauen ihres Viertels bekannt sind, die hinkommen, um sich ihr Lächeln in Ordnung bringen und die Lider herrichten zu lassen, während die Butters toasts am elektrischen Grill zwischen einer Scheibe Ananas und einer Scheibe Räucherlachs oder Speck rösten.

Denn bei diesen Schönheitsgeschäften wird das gleiche soziale Gesetz beobachtet, das alles in USA bestimmt: das Kino für alle, das Auto für alle, das Badezimmer, die frische Milch, der elektrische Stuhl . . . Und die Schönheit.

Das nenne ich Sozialismus!

*

Die Schönheitsmode kann sich ändern. Die Grundzüge allerdings sind unveränderlich, denn sie tragen die charakteristische Marke, das Siegel von USA. Aber es besteht ein Unterschied zwischen dem Typus Mary Pickford, der einmal ungeheuer beliebt war, und dem Stil Greta Garbo, an den sich die amerikanischen Frauen augenblicklich zu halten scheinen. Tatsächlich hängt das alles eng mit dem Kino zusammen, das dem Publikum die greifbare Form seiner Idole bietet. Augenblicklich werden also Greta Garbos fabriziert. Auch Pola Negris und Clara Bows gefielen sehr oder auch Joan Crawfords . . . der Typus des Vorjahrs.

Der Traum des biedereren amerikanischen Bürgers ist solchermaßen Wirklichkeit geworden: er kann jeden Abend mit einem Filmstar bei Tisch sitzen. Nur kommt es vor, daß sich sein Traum, wenn er einmal eine Zeitlang abwesend ist, inzwischen ändert. Der Mann hat Lilian Gish verlassen und findet, zurückgekehrt, statt ihrer eine Gloria Swanson oder Lupe Velez. Eine gewisse Anpassungsfähigkeit muß da sein. Denn es kann einem leicht passieren, daß man eine amerikanische Frau, die man längere Zeit allein gelassen hat, nicht mehr wiederfindet.

Die Hauptbeschäftigung der Schönheitsinstitute besteht darin, die Gesichter zu „modernisieren“.

*

Schließlich handelt es sich auch nicht nur darum, Nasen, Kinne oder Lippen zu ändern, man muß den Gesichtern, an denen Messer und Chemikalien herumgearbeitet haben, auch einen neuen Ausdruck geben: Was wäre das Gesicht der Marlene Dietrich mit dem Blick der Bébé Daniels?

Da gibt es nun richtige Ausdrucks-Händler . . .



Filmschönheit (Madge Evans)

Metro-Goldwyn-Mayer



Alice Cocca, der Stern des Theaters „Gaité lyrique“ in Paris

Manuel Frères



Frau René Clair

Breslauer-Mauritius



Greta Garbos erste Ankunft in Hollywood (1925)

Keystone



Gruß aus Bad Elster (Postkarte)



Conrad Felixmüller, Kraft und Schönheit (Ölbild)

Man liefert ihnen das nach den letzten Prinzipien der Mode von heute zurechtgeschnittene Gesicht. Der noch gestern modern gewesene Blick ist darin heimatlos, fehl am Ort und ein wenig tot, wie etwa eine Lampe, die in einem leeren Haus weiterbrennt. Der Meister wird ihn umformen. Er wird ihn der neuen Nase, den neuen Brauen und dem neuen Mund anpassen. Der Ausdruckshändler ist ein Psychiater und weder ein Fakir noch ein Charlatan. Und außerdem — und dies vor allem — ein Mann von ungewöhnlicher Überzeugungskraft: er macht die heiteren Frauen traurig und verwandelt Trauerweiden in schelmische Spitzbübinnen.

Er verdient viel Geld. Und mit diesem Geld hat er ein großes Irrenhaus gebaut.

*

Die Amerikaner waren die ersten, die es wagten, die Chirurgie und ihr blutiges Handwerk in den Dienst der Ästhetik des Gesichts und des Körpers zu stellen. Früher begnügte man sich mit elektrischen oder Dampf-Massagen oder Einreibungen mit Alkohol oder andern Reizmitteln und glättete mit allerlei Pasten die von Runzeln und Rissen durchwühlten Gesichter. Der große Schlager waren die Paraffin-Injektionen. Um zum Beispiel die Taschen unter den Augen verschwinden zu lassen, füllte man die Haut der Backenknochen und Schläfen auf, und wollte man das Doppelkinn verschwinden lassen, spannte man die Haut unter den Ohren und im Nacken. Absolut sicher war dieses Verfahren nicht.

Die ersten chirurgischen Experimente wurden am Körper gemacht: gelockerte Formen befestigt, Zehen abgezwickt. Das war der Augenblick, in dem die Charlatane auf den Plan traten. Um einen Blinddarm zu entfernen, muß man ein Diplom haben. Um ein Ohr oder ein Stück Nase wegzuschneiden, braucht man, wenn der Patient einverstanden ist, keines. Alle Leute, die eine Neigung zum Fleischergewerbe und etwas Sinn für Bildhauerei hatten, waren sofort dabei. Es ging nicht ganz ohne Entgleisungen ab, und das brachte die ästhetische Chirurgie in einigen Mißkredit.

In Amerika muß sich ein Geschäft, wenn es prosperieren soll, hinter Garantien verschanzen. Amerika läßt nur von der Gesundheitsstation überprüfetes Obst und ausschließlich sterilisiertes Brot gelten . . . Die Schönheits-Institute mußten einwandfreies Personal haben. Sie engagierten Professoren, Gelehrte und berühmte Ärzte, die sie von ihren Kranken weglosten, um sie ständig zur Verfügung zu haben. Das Ganze selbstverständlich von ungeheurem Reklame-Klimbim umgeben. Millionen wurden ausgegeben. Und machten sich bezahlt. Sie brachten denen, die sie richtig anzuwenden verstanden hatten, die ganze Kundschaft Amerikas.

Das Seltsamste vielleicht ist die Arbeit in diesen Fabriken. Eine absolut amerikanische Serienarbeit. Die Schönheit wird genau so fabriziert wie Autos, Konserven und Grammophonplatten. Die gleichen Kleider für alle Frauen, die gleichen Hüte. Und die gleiche Schönheit.

Heuer werden die Brauen ausgezupft, man trägt tiefe Haarknoten, und der Mund soll ziemlich groß sein.

*

Vielleicht sind die Frauen nur deshalb eine Beute der Schönheits-Salons geworden, weil ihre Männer nur ihre Schönheit im Gedächtnis behalten und nur selten auch ihre Seele. Doch was bleibt auch von ihnen übrig, wenn sie nicht schön sind? Die Männer wollen nichts anderes von ihnen. Nichts als ihre Gegenwart, ihre angenehme und anmutige Gegenwart. Dafür verlangt die Frau von ihrem Mann nur, daß er so gut wie möglich für sie sorgt. Er braucht kein zärtlicher, aufmerksamer oder leidenschaftlicher Liebhaber zu sein, denn meist hat sie von Liebesdingen, die ja niemand sie gelehrt hat, keine Ahnung. Und so ist dieses uniformierte, künstlich hergestellte, leblose und in totem Ausdruck erstarrte Gesicht wirklich der genaue Widerschein ihrer Seele.

Aber sie ist jedem ausgeliefert, der ein gutes Mundwerk und etwas Talent zur Liebe hat. Er ist imstande, ihr Leben einzublasen und ein prachtvolles Geschöpf aus ihr zu machen. An ihrem Ursprungsort schmeckt die amerikanische Schönheit nach nichts. Kein Mensch hat einen Genuß davon. Aber sie ist eine Frucht, die den Transport verträgt.

Eine Frau, die einmal ihre Zuflucht zum Schönheits-Chirurgen genommen hat, ist wie eine Frau, die einmal einen Geliebten nahm, ohne ihn zu lieben: sie wird zehn Geliebte haben. Und die andere wird zehnmal zu ihrem Foltermeister zurückkehren. Selbst die bestgelungene Operation hält nicht ewig. Das Fleisch lockert sich, die angegriffenen Gewebe ernähren es nicht mehr richtig; und dagegen ist nichts zu machen. Es ist eine Art Tod. Und die Frau, die ihre Schönheit, für die sie

schon so viel gelitten hat, hinschwinden sieht, sucht neuerlich Hilfe bei dem, der sie schon einmal, wenn auch nur für ganz kurze Zeit, gerettet hat. Aber schon ist der Erfolg nicht mehr der gleiche. Ein toller Wettlauf mit dem Alter beginnt . . .

Ein ganz bedeutender Fachmann auf dem Gebiete des „Schönheits-Geschäftes“ hat mir gesagt, daß man mit einem viermal behandelten Gesicht anständigerweise nichts mehr unternehmen dürfe. Aber die Frau ist wie toll nach der Entdeckung, daß sie nun wirklich alt sein soll . . .

Den letzten Versuch macht der Charlatan.



Otto Lange

— Jetzt hilft höchstens noch die Geistigkeit . . .

*

Das Übermaß an Schönheit und die Tatsache, daß man ihr auf Schritt und Tritt an jeder Straßenecke begegnet, haben sie entwertet. Es gibt so viele schöne Frauen, daß die wirkliche Einschätzung der Schönheit, ihre Prinzipien und ihre Gesetze völlig verschoben wurden. Es kann einen Mann nicht mehr stolz machen, mit einer schönen Frau gesehen zu werden; denn alle andern Männer um ihn haben auch schöne Frauen.

Nun beginnen Schmuck und Kleidung ihre Rolle zu spielen. Eine sinnlose Putzsucht, an der die amerikanische Gesellschaft genau den ästhetischen Wert einer Frau abzuschätzen

vermag. Die Ausgaben, zu denen diese Auffassung führt, sind ungeheure, aber sie gestatten dem Mann, der sie leisten kann, auf diese Weise den Stand seiner Geschäfte, sein „standing“ zu demonstrieren.

Und dabei wären diese Frauen auch in Sackleinen schön. Aber von ihrem frühesten Alter an sind sie zu dieser Schaufensterrolle erzogen worden und haben nur den einen Gedanken, sie richtig auszufüllen.

Eine Nacht im Kasino des Central-Park — das Gedeck zu 30 Dollar — bedeutet nur dann für einen Mann Erfolg und Vergnügen, wenn er den teuersten Champagner in Gesellschaft der schönsten Perlen von New York getrunken hat.

Die Schönheit ist für die Frauen Amerikas etwas so Selbstverständliches, daß sie nur selten in den Spiegel schauen. Hingegen studieren sie die Blicke ihrer Rivalinnen, um zu sehen, wie hoch sie taxiert werden. Die Schönheit allein ist es, die in den amerikanischen Frauen gerade das zerstört hat, was ihren tiefsten Zauber ausmacht, wenn man anderes von ihnen verlangt als das Vergnügen eines Augenblicks.



George Grosz

— Wenn ich mich so im Spiegel seh, glaub ich, ich bin meine Tochter.



Karl Holtz

Bäume sehen dich an

Verse im Herbst

Von

Albert Ehrenstein

Herbstgrauen

*Regen rinnt durch Moor und Rohr.
Des Herbstes Flammen:
Gelb, Braun und Weinlaubrot
Welken nebeltot.
Vergessenes Zwielight
Scheint auf eine Schiene.
Aufgähnt, ein Sterbe-Tor,*

*Die letzte Knospe —
Klamm starrt kleine Biene
Im Tau der Todesrose;
Der Honigsommer,
Den der Sommer ausgeboren,
Ruht, im tauben Frost erfroren.
Herbstschmetterling verzuckt im Moose.*

Fünfundvierzig

*Weißer Wolken treiben
Am blauen Himmel.
Laubwilde Bäume träumen
Über hummelsummender Wiese.*

*Wenn wir tot sind,
Werden wir nie wieder lachen,
Nie bei Weibern trunken
Schlafen oder wachen.*

*Hoch hob sich der Kürbismond.
Des Blutstroms Purpurlaune
Trieb mich im Frühlingspiel
Über die üppige Erde.*

*Schwarze Wolken drohen
Vom grauen Himmel,
Nackte Bäume sterben
Auf fahler Wiese.*

*Mich befällt des Herbstes Wehmut:
Fünfundvierzig Jahre
Und keine Heimat
Im Herzen eines Menschen.*

Drei Kameliendamen

von

Paul Wiegler

DIE DESCLÉE

Wenn man ihr Foto sieht, fährt man zurück. So unheimlich wach ist diese Frau, die nur noch von der französischen Kritik hier und da genannt wird, und die der Tod hinderte, in einer verschollenen Generation ein europäischer Star zu sein. Keine vierzig Jahre alt, erliegt Aimée Desclée ihrer mörderischen Krankheit. Ein paar Jahre vorher ist Alexandre Dumas, der Sohn, ihr in Brüssel begegnet und noch früher irgendwo. Eine „grue“, eine Dirne, so wehrt er höhnisch seinen Freunden, die ihn in das Theater der Galerie Saint-Hubert führen wollen. Sie ist in der Provinz aufgetreten und in Florenz, Mailand, Turin. Er mag sie nicht, er verwirft sie als eine Schmierenkomödiantin ohne einen Schatten von Talent, eine Null auch in Nebenpartien. Mit List wird er in eine Loge im zweiten Rang gelockt; er bleibt, er schweigt, er ist aufgewühlt. Er empfiehlt sie nach Paris, an den Direktor des Gymnase. Und als ihr Ruhm jäh zersprungen ist, redet er an ihrem Sarg.

Die Desclée ist zierlich von Figur, mit dem Mund eines Kindes, näseler Stimme, runden, gequollenen Augen, die weit voneinander abstehen. Was wirkt an ihr, auch als Dumas in seiner Strenge über sie richtet? Was läßt einen ganzen Saal aufschreien, wenn sie in irgendeinem Schmarrn eine vergewaltigte junge Engländerin gibt, mit den Zeichen einer Nervenkrise, echten Tränen an den Lidern, mit den Zuckungen der Schamhaftigkeit, des Ekels in ihren verstörten Zügen? Was ist das Geheimnis ihrer Kameliendame, in der sie, einfacher als jede ihrer Vorgängerinnen, heftiger als sie erschüttert? Ihre knochigen Backen sind hohl und blaß sogar unter der Schminke; grünlich, olivenfarbig, sagt Dumas. Sie hat magere Schultern und einen flachen Busen. Sie sei häßlich, finden ihre Geschlechtsgenossen. Aber über diese häßliche Maske jagen alle Wandlungen von der Zärtlichkeit bis zum Bösen, das in der „Femme de Claude“ ist. Die Desclée vergeudet sich, verzehrt sich. Untertan einem physiologischen Zwang, stürzt sie sich in die Situationen ihrer Rollen, heuchelnd im Fieberrausch und dennoch die Wahrheit ihrer Seele enthüllend. Und sie weiß, daß sie draufgeht. „Wenn sie sich wieder belebte“, äußert Dumas über diese „revenante“ zu Halévy, „geschah es mit furchtbarem Ungestüm, sie war wie galvanisiert. Belebte sie sich nicht, dann gab sie nichts, weniger als nichts. In ihrem Spiel hatte sie tote Momente neben bewundernswert herrlichen.“ „Meine Kraft ist künstlich“, so klagt sie, „und kaum kann ich mit ihr mich halten.“

Sie ist aus der „grue“ die gefeierte Desclée geworden, die von Stadt zu Stadt reist, elend schläft, rasch ihre Nahrung hinunterschlingt, die Tage über probiert oder mit blonden Perücken zu tun hat, mit gesteiften Unterröcken und Seidenfetzen, mit Pelzen, Muffs, ihrem Hündchen Boulot und ihrer Zofe Césarine. Und die im Grunde der Sklaverei widerstrebt, „dieses arme Antlitz, das um Gnade bittet, zu bemalen, Haarfransen sich über die Nase zu ziehen, einzelne Körperteile zusammenzuschnüren, andere hervorzuheben, sich die Nägel zu polieren,

die von Natur stumpf sind, und die wir glänzend haben wollen“; und zu lügen, für andere. Sie ist gegen ihr Ende, mehr als hundert Abende, die Frou-Frou in dem Drama von Meilhac und Halévy, der Günstling der Boulevards. Aber in dieser Zerstreuung bedrängt sie das Grauen, die Erinnerung an die Jahre, „wo ich fille de joie war“, an die „Galeere“. Das ist der Zwiespalt in ihrem Wesen und in ihrem Komödiantintum. Immer brennt in ihr der Schmerz, ist sie die Kameliendame, deren Seufzer: „Ich liebe dich“ sie in Schluchzen erstickt. Sie hat aufgehört, eine käufliche Mätresse zu sein oder sich an Kollegen wie Bondois zu hängen. Sie ist die Geliebte eines kaiserlichen Kürassieroffiziers, den sie mit einem dummen Kosenamen Fanfan nennt, an dessen mit Orden geschmückter Brust sie Schutz vor sich selbst sucht, und den sie in Briefen beschwatzt, sehr intelligent und leise verzweifelt. Die Stücke ihres Autors Dumas haben sie gelehrt, daß die Gesellschaft unversöhnlich sei. Und als irgendein alter Herzog, der in Italien war, ihren Liebhaber kavaliermäßig roh nach ihr gefragt hat, macht sie Fanfan klar, er werde und könne sie ja doch im Ernst nicht heiraten: „Es gibt ein soziales Gesetz, das oft ungerecht ist, aber geachtet werden will, ein Gesetz, wonach man eine Ehefrau beschimpft, wenn man sie mit einem freien Weib vergleicht.“ Ist sie nicht Marguerite Gautier, die, weiße Kamelien entblättern, auf Armand Duval verzichtet?

Sie hat auch den Rückfall der Gautier. Und da sie der Komödienluft nicht entrinnt, kündigt sie ihn ihrem Fanfan an, von ihren hingeschluderten Worten heilig überzeugt: „Meine erste Natur, die ich lange besiegt habe, hat mit unglaublicher Stärke wieder Macht über mich. Ich bin ein Ungeheuer, ein rätselhaftes, unvollständiges Geschöpf, und doch bist nur Du in meinem Herzen.“ Sie hat einen Schauer vor der sinnlichen Berührung: „Du hast es ja gesehen, drei Tage weinte ich nur in deinen Armen.“ Dann beichtet sie Dumas, daß sie in einer Laune mit einem eleganten Herrn diniert und Fanfan betrogen hat: „Ach, ich bin kein Engel mehr.“ Fanfan schont sie; er ist wohl auch ernüchtert. Aber der Rückfall deutet nur darauf hin, wie sehr die Schauspielerin Aimée Desclée herunter ist.

Ein Arzt, einer jener dicken, gutmütigen Zyniker von damals, ordnet eine Badekur an. Ihre Gesundheit verschlechtert sich noch, als sie wieder in Paris ist. „Zehn Jahre“, so verteidigt sie sich, „haben mich so zerrüttet, mich durch so gewaltsame Erregungen hindurchgejagt, daß ich nervös überreizt bin.“ Sie sagt nicht: nervös überreizt, sondern: „une sensitive“. Sie hat eine Neigung zum Wald, zur Ländlichkeit, zum Gezwitscher der Vögel. Aus den Sonnenstrahlen und der milden Dämmerung muß sie wieder in das gleißende Rampenlicht des Gymnase. Sie hofft auf ein Vermögen durch die Gagen, die ihr nun geboten werden; und so spielt sie in London. Dann erlischt sie in Paris. „Vielleicht wird man mich retten“, ist ihr letzter Brief an Fanfan. „Ich liebe Dich und erwarte Dich“. Noch in dem Halbschlummer, den Narkotika ihr bereiten, stammelt und grimassiert sie, umlagert von den Phantomen der Frauen, die sie war.

DIE DUSE

Die Primadonna des Teatro Carignano in Turin wird in demselben Dumas-Repertoire berühmt. Und als sie die „Femme de Claude“ wagt, ermutigt sie sich mit dem Vorbild der Desclée: „Die Toten helfen den Lebenden.“ Nie hat sie sich

zur Galanterie erniedrigt wie ihre arme französische Schwester. Aber dürftig gekleidet wie die Proletarierinnen von Chioggia, auf dem Kopf einen Hut mit schwarzem Band, das fuchsig geworden ist, hungert sie sich durch die Not der „figlia di commedianti“. Schon damals ist die Geberde, die sie an sich beobachtet, und die sie sich einübt: sie reckt das Kinn nach vorn, beißt die Zähne zusammen und macht, die Brauen nach oben zerrend, ein versteinertes Gesicht. Ihr erster Liebhaber, der Journalist Caffiero, von dem sie schwanger ist, verläßt sie. Sie steht im Bahnhof von Neapel; er kommt nicht. In einem Winkelhotel in Rom trifft sie ihn. Nach einer Nacht, die ihr trostlose Entweihung scheint, läuft sie allein mit ihrem Koffer durch die in der Fahlheit vor dem Morgen leeren Gassen.



Werner Bürger

Der Premierentiger

Caffiero stirbt. Sie windet sich in Krämpfen, als ihre Ahnung sich bestätigt hat. Sein schmeichelndes „Nennella, Nennella“ kann sie nicht vergessen.

Der Sarah Bernhardt, die in Turin gastiert, und der sie voll Ehrfurcht ihre Garderobe im Teatro Carignano einräumt, spielt sie die Kameliendame nach. Nicht sofort. Aber innerlich hat sie ihre Gautier fertig; und wie die Desclée wird sie die Liebende und Leidende sein. Als sie sie darstellt, wählt sie statt der schimmernden Toiletten der Bernhardt ein faltiges weißes Spitzengewand, das nur allmählich teurer wird. Sie trachtet, die Aufmerksamkeit der Menge zu täuschen, indem sie im Hintergrund der Bühne beginnt. Sie nähert sich der Rampe, die Haut ohne Schminkschicht, die Schultern schwächig, mit eingezogenem Kreuz. Sie dreht, wenn der Dialog es ihr ermöglicht, dem Publikum den Rücken zu. Sie kauert sich auf ein Sofa, starrt vor sich hin; und als sie wehrlos zu sein hat im Jammer des Betrugs, mit dem sie ihre Liebe verleugnet, ist sie fast verdeckt durch einen Tisch. Sie ruft, von dem jungen Duval geschmäht: „Armando, Armando, Armando!“ und dieses weiche Flehen hat den Klang, der seit Neapel und dem römischen Absteigequartier in ihrem Ohr hallt. Sie reibt sich mit beiden Händen die Augen; ihre Arme sinken, nun hat sie die Röte des Fiebers. Schwach ist sie in einer Müdigkeit, die sie nicht zu spielen braucht. So wenig wie die dumpfen Stiche in den Schläfen oder den Husten, der Marguerite Gautier quält. In ihren Lungen sitzt, tückisch verborgen, die ererbte Phtisis, in deren Ansturm die Fünfund-

zwanzigjährige gezittert hat, als plötzlich Blut ihr entströmte. Wenn diese Kameliendame sich räuspert oder, mit verzerrten Lippen aufhüstelnd, ihr Taschentuch zerknittert, wenn sie mit dem Rest ihres Atems den Namen Armandos haucht, so ist das keine Simulation.

Einen Komparsen ihres Schicksals, den Schauspieler Checchi, hat sie geehlicht. Als er in Buenos Aires verschwindet, um als argentinischer Konsul in Newhaven in England ohne sie fortzuexistieren, wird sie die Geliebte ihres Partners Flavio Andò. Sie hat eine Freundschaft mit Arrigo Boito, dem Musiker und Dichter, höher als die mit Caffiero und seiner Gattin wegen resignierend. Durch ihn, der die Kleopatra Shakespeares für sie bearbeitet, wird sie mit geistigen Dingen vertraut. Die Kokotten und Abenteuerinnen von Dumas oder Sardou waren ihr ein Vorwand, um sich auszugeben: „Ich sehe nicht darauf, ob diese Frauen gelogen, verraten, gesündigt haben oder ob sie schon verderbt geboren sind, wenn ich nur fühle, daß sie geweint und gelitten haben, indem sie logen oder verrieten oder liebten.“ In Triest heult sie still vor sich hin, statt zu essen, und als Marco Praga staunt, erwidert sie ihm: „Heute abend muß ich die Odette spielen, wissen Sie. Und wenn ich mich jetzt nicht ein wenig ausweine, weine ich im vierten Akt zu sehr, und dann habe ich Angst, daß das Publikum mich verlachen könnte.“ Nun, da sie um die Vierzig ist, reißt, so sagt sie, der goldene Faden, ihre Nerven empören sich gegen die falschen, untergegangenen Werke, sie hat den Wunsch, die Rollenhefte ins Feuer zu stoßen, den ganzen Ballast ihres Virtuosinnengepäcks. Hedda Gabler ist sie, die Ästhetin; und wie sie schon als unreife Julia in Verona Rosen über Romeo streute, Rosen, die sie vom Markt sich in die Arena getragen hatte, so gräbt sie die Finger in Blumen. Sie lehnt an Kaminen, an Balustraden. Sie stilisiert ihre Kostüme, die schwer und dunkel den Boden streifen, über ihre Füße hinweg. Das ist die Zeit vor ihrem Klimakterium, nach ihrer Trennung von Andò. Die Zeit, in der sie, von den Worten d'Annunzios an der Schwelle ihrer Garderobe: „O grande amatrice“ eingefangen, sich an ihn verliert. Silvia Settala in seiner „Gioconda“ ist sie, die Liebende mit den zermalmtten Händen, die blinde Anna in „Città morta“. Im Fiasko der Premieren opfert sie sich für seine „Gloria“, seine „Francesca“. Sie klammert sich an ihn. Sie duldet, von sieben Schwertern durchbohrt, daß sein Roman „Fuoco“ sie mit prahlerischem Pathos der Welt ausliefert. Dann weicht sie traurig zurück und murmelt: „Asche, Asche, Asche.“

Sie selbst gesteht: „Ich habe mich überschwenglich an das Leben verschenkt, und es reut mich nicht.“ Gehorsam ist sie einem Fatum: „Ich gehe im Winde wie einer, der seine Straße kennt.“ Eine Freundin bedauert, die Frau und Künstlerin seien bei ihr im Widerstreit. Schroff protestiert sie: „Die Frau? Weißt du nicht, daß tausend Frauen in mir wohnen und jede von ihnen mir wehtut, wenn die Reihe an ihr ist?“ Ibsens Ellida Wangel, Rebekka West, Ella Rentheim, Helene Alving, umdüstert, verschleiert, sind die Altersrollen dieser weißhaarigen, erschöpften, verbitterten und märtyrerinnenhaften Italienerin, die ihrer Heimat fremder geworden ist als dem Ausland. Nach Jahren des Verstummens und der Flucht kehrt sie wieder. In den U. S. A., durch die sie sich schleppen muß, da der Diktator Mussolini und d'Annunzio, Kommandant von Fiume, nur patriotische Sentimentalität für sie aufgewandt haben, im eiskalten Regen und Schnee

Drei Kameliendamen



Eleonora Duse



Aimée Desclée



Gemma Boiç



Mannequin-Versammlung

Keystone



Cléo de Mérode mit ihrem Ballett (1905)



Brandt
Fußmarsch österreichischer Offiziere vom Festland nach Sylt (1864)



Atlantic
Kolonie „Neu-Afrika“ in der Uckermark

des scheußlichen Pittsburg, an der verschlossenen Tür des Theaters entflammen sich ihre gepeinigten Lungen, schlägt sie der Tod. Ihr Sterben im Hotelbett: sie vereinigt die Hände über ihrem Scheitel, öffnet die Augen und läßt die Arme wie erschrocken herab, ohne Widerstand.

DIE BOIC

Gemma Boić, die unbeschäftigte Heroine des Deutschen Volkstheaters in Wien, die sich im Dezember 1914 mit Veronal vergiftet, sieht die Duse ein einziges Mal, als Hedda Gabler. Sie spielt in einem Sommertheater in Lübeck die Kameliendame. Bei der Dumont in Düsseldorf die Anna in der „Toten Stadt“. Und doch ist sie keine Kopistin. Auch weil ihr südslawischer Sprechtone nicht das italienische Tremolo hat, sondern hart ist wie ihr ungeselliges Naturell. Jahre bringt sie unter Direktoren und Mimen zu, die Pfuscher sind und ihren abweisenden Dünkel mit Behagen verspotten. Ihr Kopf ist zu groß für ihren Hals, ihr Antlitz unschön, mit dichten, zusammengewachsenen Brauen. Ihre schwarzen Augen lodern. Ihre tiefe Stimme hat eine Wucht, die ihr in Düsseldorf den Namen des Nebelhorns verschafft. Sie, die Kroatin, die Offizierstochter aus Agram, war am Wiener Konservatorium und in Berlin an der Schule Reinhardts, der die Idee hat, sie zur Partnerin von Moissi zu bestimmen, aber ungeduldig wird, da sie auf der Erfüllung eines Wiener Kontrakts beharrt, und zu spät, als sie den Kampf schon aufgibt, sie, die nun Einunddreißigjährige, als Regan im „Lear“ und Mascha im „Lebenden Leichnam“ herausstellen will. Schon an den ersten Provinzstationen des Weges, den sie störrisch zurücklegt, überrascht sie, wird sie von der Routine angefeindet, beunruhigt sie durch eine instinktive Wildheit, einen elementaren Ausdruck des Grams. Sie hat eine Scheu vor dem Geschlechtlichen, sie eifert gegen Zoten, französische Schwänke, gegen unmoralische Kolleginnen. Aber nicht nur ihre Rebekka West ist gefesselte Sinnlichkeit.

Die Boić verfügt niemals über eine künstlerische Technik. Die Dumont, ihre Direktorin in Düsseldorf, tadelt sie darum. Die Boić empfängt von ihr die klassizistischen Gesten und mehr noch; und wenn sie ihr als „understudy“ dienen, ihr Kostüm und ihre Frisur nachahmen muß, so beherrscht die Dumont darüber hinaus den neurasthenisch flackernden Verstand der Jüngerer. Die Orsina der Boić ist Raserei der Rache, ihre Yanetta in der „Roten Robe“ voll tierischen Zorns, ihre Elektra Wollust des Hasses. Die Hühnerwadel in Wedekinds „Musik“, mit der sie am Deutschen Volkstheater noch einmal ihr Recht auf Zukunft erprobt, ist in der Hysterie unbändig, dämonisch, höllisch. Aber ihrer Lady Macbeth sagt ihre Agramer Freundin, die Professorin Camilla Lucerna, die seltsame Sanftheit nach, die ihre unfertige Gautier gehabt haben muß. Steinrück, bei dem sie gelernt hat, ist Zeuge, daß sie in französischen Effektszenen (wohl der „Törichten Jungfrau“ von Bataille) unter nicht gespielten Tränen zusammenbricht. Einer ihrer rheinischen Freunde spricht von Unbefriedigung, Enttäuschung und sagt: „als Weib nicht so begehrt, wie sie es vielleicht ersehnte“.

Die Boić nimmt sich das Leben, überwältigt von dem, „das mich martert, das meine Seele aussaugt“. Ein paar Minuten nach einer letzten Deklamationsstunde. Die erotische Gebundenheit der Schauspielerin, ihre Bedingtheit durch den Körper, selten offenbart sie sich so brutal wie in ihr.

Die letzten Menschen

Von

Edgar Neville

I.

Man sprach schon lange davon: Immer mehr Menschen starben, und immer weniger warme Fluschjacken wurden hergestellt. Als wäre es damit noch nicht genug, kamen zwei Kriege hintereinander, denen Epidemien folgten. Der Tod war unser tägliches Brot. Selbst diejenigen, die ein Beispiel des Lebens geben sollten, die Hundertjährigen selbst, starben. Es war furchtbar; es starben sogar die Bulgaren.

Die Katastrophe war so unvermeidlich, daß die Menschen sie ohne Gezeter hinnahmen; aber die Lebensart hatte sich verändert, hatte sich der Wirklichkeit angepaßt. Man traf keine Verabredungen mehr, man sagte nicht mehr „auf morgen“. Die Menschen lebten für den Tag, für die Stunde und beschäftigten sich nur noch damit, möglichst gut zu sterben, auf der rechten Seite zu sterben.

Es kam ein Augenblick, da fast niemand mehr übrig war; und begegneten einander die wenigen, die noch atmeten, auf der Straße, so lächelten sie sich stoisch zu. „Und Sie? wann sterben Sie?“.

Die Erde wurde unruhig und erbebte. Italien sah nicht mehr wie ein Stiefel aus.

Eines Morgens war niemand mehr da, sich an den Frühstückstisch zu setzen, Denn alle Menschen waren tot.

Es war so still, daß es schien, als habe jemand mit einem Taktstock gegen ein Pult geschlagen. Aber nichts antwortete, kein Pfiff, kein Befehl, nur ein erschrockenes Schweigen. Wenn man die Stille recht gehört hatte, vernahm man das leise Zischen einer zerbrochenen Gasleitung, welches das Schweigen noch tiefer machte. Die Dinge warteten auf den Menschen wie jeden Morgen, sie warteten angstvoll auf ihn, ohne das geringste zu begreifen, in heller Aufregung. Maschinen, Häuser, Straßen, Städte warteten, dem Weinen nahe.

Durch die Straßen wanderten letzte Worte und fanden kein Gehör mehr. Schatten von Körpern, die ihren Herrn verloren hatten, suchten einen neuen und trafen den Tod am hellen Mittag.

Der Eiffelturm legte sich quer über den Mund von Paris und gebot dem Abendland Schweigen. Die Seine ging wie auf Zehenspitzen. Aus den Bahnhöfen waren alle Züge ausgefahren. Der Tod feierte sein Fest der Arbeit.

Die Plakate an den Litfaßsäulen verschlimmerten die Tragödie: sie zeigten, was niemand mehr sehen würde, Porträts von verschwundenen Schauspielern und Schauspielerinnen und die hundert girls — hundert — aus dem Kasino, die in Reih und Glied wie Bleisoldaten umgefallen waren.

Nur die Uhren gingen noch, da sie für viele Jahre aufgezogen waren, und ihr Ticktack stand als Gedankenstrich hinter dem Wort „Leben“. Sie schlugen sinnlos die Stunden und maßen eine Zeit, die niemandem mehr gehörte. Die Sekunden waren der Pulsschlag der Erde. Ein Wecker, der auf den Augenblick gewartet hatte, seinen Ulk zu vollführen, rasselte im Schlafzimmer Susannens so heftig los, daß das Mädchen in die Höhe fuhr.



Hermann Landshoff

- Was Du uns da erzählst, ist doch der reine Stiefel!
 — Bitte, das ist ja die Form von Italien.

Susanne war noch nicht gestorben, denn einer mußte der letzte sein, und das war eben ihr Fall. Ihr Leben war während der ganzen Katastrophe unverändert weitergegangen. Abends hatte sie in ihrem gewöhnlichen Kabarett getanzt und getrunken und war fast immer in Gesellschaft eines Herrn nach Hause gekommen, der von Abend zu Abend wechselte und ihr am nächsten Morgen beim Abschied fünfzig Franken — oder auch weniger — auf die Kommode legte.

Sie las keine Zeitungen und stand nur auf, um in ihr Kabarett zu gehen. Das war ihre Welt, und sie endete an der Tür, die zu den Küchenräumen führte. In der letzten Nacht waren sie nur sechs oder sieben gewesen; der Besitzer fehlte und zwei oder drei Stammgäste. Susanne hatte es nichts ausgemacht, daß sie allein nach Hause kam, denn sie wollte am nächsten Tag früh aufstehen und sich ein Paar Schuhe kaufen.

Der Wecker surrte fort, als wollte er vom Boden aufsteigen. Das ermunterte Susannen endlich ganz. Sie sah sich um, ob jemand neben ihr liege, und stand dann auf. Erwägend, daß sie heute zum erstenmal so früh ausging und durch Straßen und Läden bummeln werde, machte sie sorgfältig Toilette. Sie wählte ihre besten Strümpfe und verbrachte eine gute Stunde vor dem Spiegel mit der Herrichtung ihres Gesichts.

Susanne trat auf die Straße. „Es ist ja wie Sonntag“, dachte sie, als ihr die Stille entgegenschlug. Sie ging weiter, ohne daß ihr die Katastrophe zum Bewußtsein kam. An den Straßenkreuzungen blickte sie nach rechts und links. Sie

merkte nicht, wie allein sie war, denn die Schaufenster warfen ihr Bild vervielfältigt zurück und gaben ihr das Gefühl einer großen Menge. Es war, als ob sie mit einer Freundin ging. Sie trat in das Warenhaus ein. Die hohen Decken schienen, von der Stille gebläht, noch höher zu steigen. Auf den Ladentischen lagen die letzten Zeugstücke, an denen noch die letzten Spuren menschlicher Berührungen hingen. Die Zettel mit den Preisen waren die Leichenscheine der Dinge.

Susanne begann sich zu fürchten; aber sie suchte ihre Angst zu verstecken, indem sie sich unbefangen stellte und mit Interesse die Auslagen betrachtete. Sie ging durch die Haupthalle und befühlte alles; aber ihre Absätze klangen so laut, daß sie ihr zu folgen schienen. Auf Zehenspitzen vor sich selber fliehend, gelangte sie in die Abteilung der Damenkleider. Dort standen Dutzende von Wachspuppen umher, und sie atmete ruhiger, denn es kam ihr vor, als sei sie hier in einem Haus, wo man ein Fest feierte. Sie setzte sich in einen Sessel und begann zu sprechen. Sie erzählte den Puppen allerhand. Aber in den Pausen kehrte die Stille zurück, und die Mannequins wurden immer lebloser und glichen immer mehr Toten, die der Tod in einer schwierigen Stellung überrascht hat.

Susanne stürzte schreiend hinaus. Sie suchte verzweifelt nach jemandem, mit dem sie sprechen konnte. An den Straßenkreuzungen sah sie sich nach einem hilfreichen Schutzmann um. Sie läutete an den Telefonen aller Feuermelder — aber immer das schwarze Schweigen.

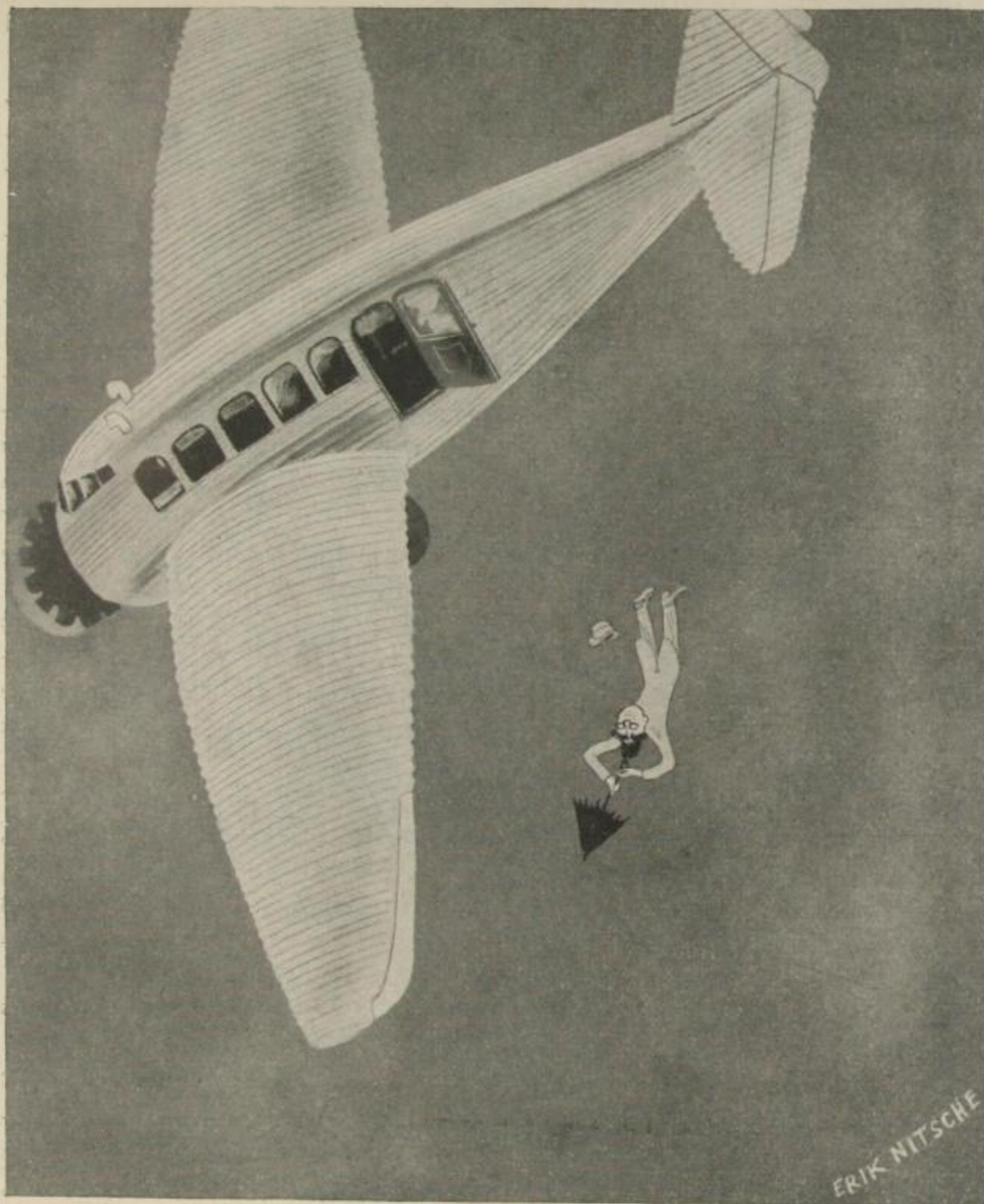
Endlich setzte sie sich im Freien auf eine Bank; so hatte sie weniger Angst. Aber sie dachte an die Nacht, und es war ihr klar, daß sie nicht in der Stadt bleiben konnte, hauptsächlich wegen der Ecken, an denen sie ihre Mitmenschen am meisten vermißte. Diese Ecken ohne etwas dahinter, diese Ecken, um die niemand biegen konnte.

Susanne nahm ein verlassenes Auto und machte sich auf die Suche nach einem Menschen. Zuerst tutete sie noch an den Kreuzungen und streckte die Hand hinaus, wenn sie abbiegen wollte. Dann wurde sie ärgerlich auf sich selbst, und ihre schlechte Laune vertrieb ihr die Angst. Sie zerschlug den Rückspiegel, warf den Hut auf die Straße und zog das Kleid aus. Das war ihre Antwort auf den gegenwärtigen Stand der Dinge. Auf dem Opernplatz war sie ungefähr nackt. Dann ging sie in das eleganteste Geschäft und hüllte sich in einen Pelzmantel. Auf der Flucht vor der Nacht in der Stadt raste sie im Auto davon, nicht ohne einen Zeitungskiosk überrannt zu haben, dessen neueste Nachrichten niemanden mehr interessierten.

II.

Mit hundert Kilometern die Stunde kehrte der Rest der Menschheit in den Orient zurück, von wo sie vor einigen Jahrtausenden in umgekehrter Richtung ausgezogen war. Es war eine Rückkehr in die Heimat; und die letzte des Geschlechts hatte ihre Strümpfe unter den Knien aufgerollt, um sie nicht zu zerreißen.

München, Wien, Budapest — den toten Städten wuchs der Bart, und Susannens Auto scheuchte Schnepfen auf den Opernplätzen auf. Ruinen bringen den Herbst: die Vögel sangen über den Städten, wie sie nur in feuchten Novembern singen. In den Häusern waren die Mücken eingesperrt zurückgeblieben; sie stießen gegen die Fenster, daß es tickte wie eine Uhr, wie eine noch aufgezugene Uhr. Die Glocken auf den Kirchtürmen waren erhängte Tänzerinnen. Die Erde



— *Verdammt, da hab ich den falschen Schirm erwischt!*

war ihr Fieber los und ruhte friedlich; Bäume wuchsen, und Steine wuchsen. Das Unbelebte bewegte sich, und die Erdteile änderten ihre Gestalt, sobald sie merkten, daß niemand da war, sie zu korrigieren.

Da konnte England die Scham über all den Wirrwarr nicht länger ertragen und stürzte sich ins Meer.

In Budapest zog Susanne den Büstenhalter aus und ließ ihn auf der Hauptstraße liegen. Sie hatte allmählich alle Angst verloren und unterhielt sich jetzt auf ihrer reißenden Flucht damit, Boulevard-Schlager zu singen. So kam sie nach Konstantinopel, wo die Hunde auf den Gräbern der Türken verendet waren. Susanne lenkte ihr Auto auf die Straße, die unzweifelhaft nach Asien führt. Aber

mitten auf der Brücke mußte sie anhalten. Ein Fahrrad lag quer über dem Weg. Ein Herr pumpte einen Reifen auf.

„In Ihrem Alter könnten Sie wissen, daß Sie hier ein Verkehrshindernis sind“, sagte Susanne ärgerlich. Der Herr unterbrach sich in seinem Geschäft und sah das Mädchen an, das in Tränen ausbrach. Gemeinsam setzten sie die Reise fort. Die Wüste lächelte wie jemand, der alles hinter sich hat.

Der Herr, ein Geschichtsprofessor, machte große Handbewegungen. Er zitierte unsterbliche Namen von gutem Klang, die sich in dieser Verlassenheit wunderbar ausnahmen. Er erklärte Susannen den Ring der ewigen Wiederkehr und fand rühmende Worte für die Griechen.

Susanne ihrerseits besaß einen weniger umfassenden Begriff von der Menschheit. Ihre größte Bewunderung galt einer Kusine, deren Mann — allerdings betrank er sich gern — beim Katasteramt angestellt war. Diese Kusine konnte sticken wie sonst niemand in Paris, und in der Kunst, eine Masche in einem Seidenstrumpf aufzunehmen, fand sie nicht ihresgleichen . . . Das Gespräch der beiden letzten Menschen blieb hinter dem Motor stehen, vibrierte einen Augenblick und fiel dann zu Boden, wo es sich mit dem Sand vermischte.

Die Luft preßte ihren feinen Tüll eng um Susannens Körper. „Tut es Ihnen nicht leid“, fragte sie, „zu denken, daß wir die letzten sind?“ — „Dem wäre vielleicht abzuhelfen“, antwortete galant der Herr. Es trat ein peinliches Schweigen ein, und sie kamen an die Stelle, wo Euphrat und Tigris zusammenfließen. Dort ging ihnen das Benzin aus.

Sie setzten sich auf den Boden und suchten nach Gesprächsstoffen. Der Herr war geschickter darin, denn er sagte von Zeit zu Zeit: „Mein gnädiges Fräulein, daß wir die letzten sind, ist also unser eigener freier Wille.“

Soweit waren sie, als Gott zu ihnen trat, mit Mantel und Bart, wie man ihn kennt; und mit ihm der Engel mit dem Flammenschwert. Sie kamen aus dem Paradies, das dort in der Nähe liegt.

Susanne erkannte ihn nicht gleich. „Wer sind Sie?“ war das erste, was sie zu ihm sagte.

Gott lächelte freundlich. Er hatte den besten Willen. „Was tut ihr hier?“ fragte er milde, und seine Stimme weckte ein Echo, wo eigentlich keines mehr war.

„Herr“, stammelte der Mann, „ich bin Deutscher, lutherisch . . . Diese junge Dame ist Französin, Katholikin . . . Wir . . .“

Gott unterbrach ihn höflich: „Sie werden verzeihen, aber davon verstehe ich nichts. Ich wollte nur wissen, was Sie hier vor der Tür des Paradieses tun, das doch gewiß lieblicher und komfortabler ist als dieses Feldlager.“

Hier mischte sich der Engel ein: „Herr“, sagte er, „ich habe sie vertrieben, weil sie vom Apfel aßen“

„Von welchem Apfel?“

Und der Engel mit einem Zwinkern: „Vom Apfel.“

Gott lachte herzlich, und da er im Grunde gütig ist, stieß er sie sanft vorwärts und sagte: „Nun, nun, ich sehe, man hat die Vorschrift allzu streng ausgelegt. Kommt nur herein, Kinder, es soll nichts geschehen sein.“

Und ein neuer Wind verjüngte den Planeten, während Eva eintrat und ihren Mantel ablegte.

(Deutsch von Helene Weyl)



Eduard Braun

Querschnitt durch Italien

Die futuristische Küche

Von

F. T. Marinetti

Vorrede

Entgegen den bisherigen und voraussichtlichen Kritiken stellt sich die futuristische Küchenrevolution, die in diesem Bande beleuchtet wird, das hohe, edle und für alle nützliche Ziel, die Ernährung unseres Volkes radikal zu verändern, indem sie es kräftigt, dynamisiert und vergeistigt durch völlig neue Gerichte, wobei das Experiment, die Intelligenz und die Phantasie in wohlfeiler Weise die Quantität, die Schalheit, die Gewohnheit und die Unkosten ersetzen.

Diese unsere futuristische Küche, reguliert wie der Motor eines Flugzeugs mit hohen Tourenzahlen, wird einigen angstschlotternden Passatisten verrückt und gefährlich erscheinen; sie will indessen endlich eine Harmonie herstellen zwischen dem Gaumen der Menschen und ihrem Leben von heute und morgen.

Von den bekanntgewordenen und sagenhaften Ausnahmen abgesehen, haben sich die Menschen bisher wie die Ameisen, die Mäuse, die Katzen und die Ochsen

ernährt. Mit uns Futuristen entsteht die erste menschliche Küche, d. h. die Kunst sich zu ernähren; wie alle Künste schließt sie das Plagiat aus und verlangt die schöpferische Originalität.

Nicht zufällig erscheint dieses Werk in der Weltwirtschaftskrise, deren Entwicklung nicht berechenbar ist; berechenbar dagegen die gefährliche und bedrückende Panik. Dieser Panik stellen wir eine futuristische Küche entgegen, d. h. den Optimismus bei Tisch.

Die neuen Notwendigkeiten

Allem Hergebrachten abhold, gehen wir Futuristen dem Beispiel und der Mahnung der Tradition aus dem Wege, um etwas *Neues* zu erfinden, das alle für irrsinnig halten.

Wenn wir auch einräumen, daß schlecht und primitiv genährte Leute in der Vergangenheit Großes geleistet haben, so halten wir uns doch an die folgende Wahrheit: man denkt, träumt und handelt gemäß dem, was man ißt und trinkt. Fragen wir in dieser Beziehung unsere Lippen, unsere Zunge, unseren Gaumen, unsere Geschmacksnerven, unsere Drüsensekretion, und dringen wir kühn in die gastronomische Chemie ein.

Wir fühlen die Notwendigkeit zu verhindern, daß der Italiener massig und vierschrötig werde, ein plumper und dickhäutiger Sack. Er möge sich statt dessen immer mehr der behenden, federnden Durchsichtigkeit der Italienerin annähern, diesem Geschöpf aus Leidenschaft, Zartheit, Helligkeit, Wille, Schwung und heroischer Kühnheit. Wir wollen bewegliche Körper vorbereiten für die schwebelichten Aluminiumzüge, die die heutigen schweren aus Eisen, Holz und Stahl bald ersetzt haben werden.

Überzeugt, daß im zu erwartenden Weltbrand der Zukunft das beweglichste und energiegeladeste Volk Sieger sein wird, wollen wir Futuristen nun auch die Ernährungsweise festsetzen, die ein immer schwereres und schnelleres Leben ermöglicht.

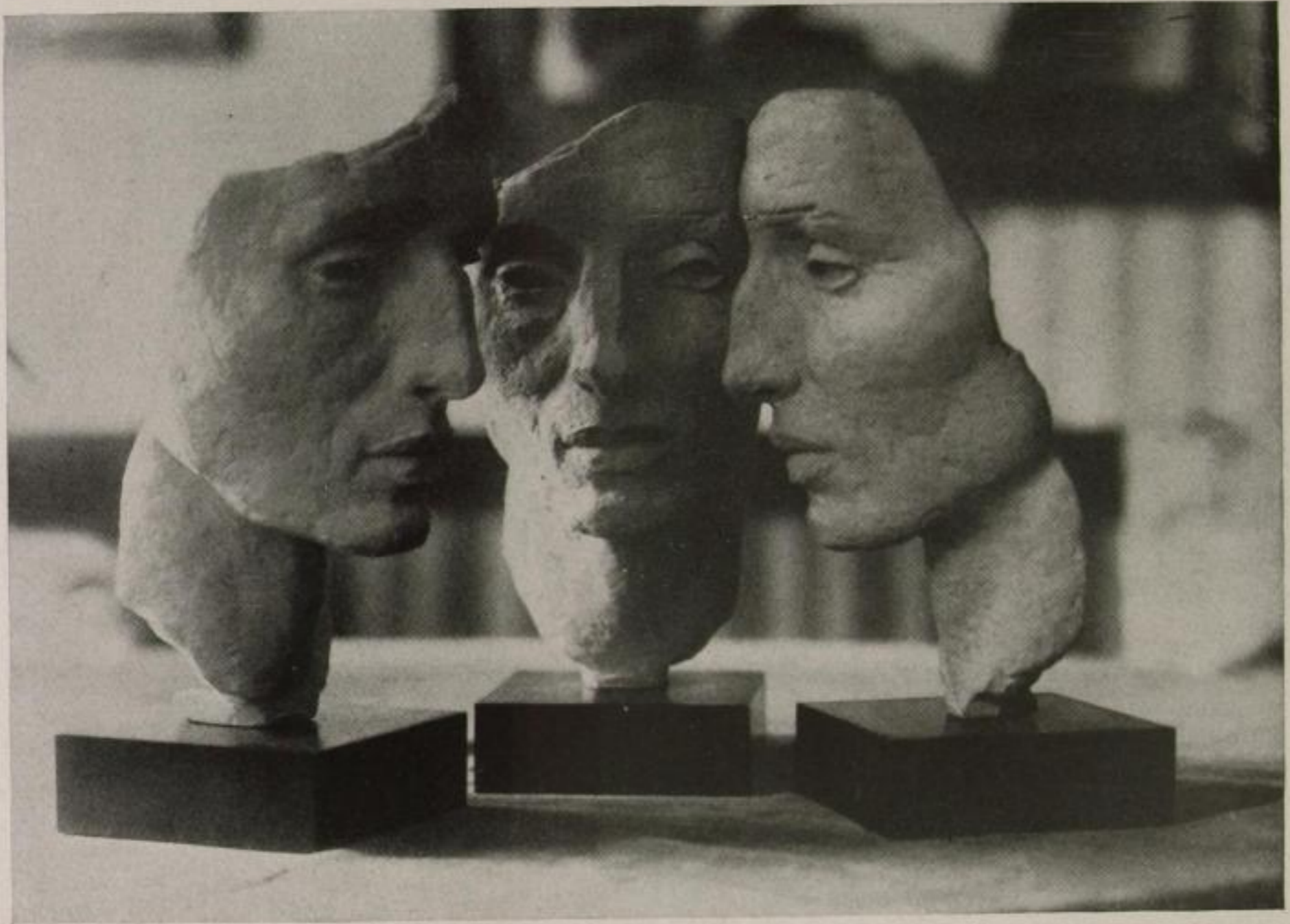
Wir halten vor allem für notwendig:

a) die *Abschaffung der Makkaroni*, der „pastasciutta“, dieser absurden gastronomischen Religion Italiens. Den Italienern tun die Teigwaren nicht gut. Zum Beispiel passen sie nicht zum lebhaften Geist und zur leidenschaftlichen, großherzigen, intuitiven Seele der Napolitaner. Diese sind heldenmütige Kämpfer, erleuchtete Künstler, hinreißende Redner, scharfsinnige Advokaten und ausdauernde Landwirte gewesen trotz der Unmenge Teigwaren, die sie täglich in sich hineinstopfen. Beim Essen derselben entwickeln sie den typisch ironischen und rührseligen Skeptizismus, der so oft ihre Begeisterungsfähigkeit untergräbt. Die Makkaroni fesseln die Italiener mit ihren Mäandern an die langsame Spindel Penelopes und machen sie schlapp wie Segel ohne Wind. Warum noch immer seinen wuchtigen Klotz den elektrischen Wellen entgegenstemmen, die der italienische Genius über Ozeane und Kontinente aussendet, und den Landschaften aus Farben, Formen und Lärm, die der Bildfunk um die Erde schaukeln läßt? Die Verteidiger der Teigwaren haben Ketten und Ruinen im Magen, wie Sträflinge und Archäologen;

b) die Abschaffung des Gewichts und der Menge, nach denen die Nahrung beurteilt und bewertet wird;

Gegenüber: Photo Hans Ludewig





Renée Sintenis, Selbstbildnis (Stein)



Jung-Nutria aus den Farmen in Berlin-Britz

Neofot



Georg Kirsta, Stilleben (Oel)

John Becker Gallery



Yasuo Kuniyoshi, Kühe zu Hause (Oel)



Florentinischer Augenblick

Irene Anton

c) die Abschaffung der herkömmlichen Zusammenstellungen zugunsten aller neuen und scheinbar absurden Zusammenstellungen;

d) die Abschaffung der alltäglichen und gewohnten Genüsse des Gaumens. Wir fordern die Chemie auf, dem Körper schleunigst die notwendigen Kalorien durch nahrhafte Äquivalente auf Staatskosten zu liefern, die in Pillen oder Pulvern bestehen und aus Eiweiß, Kohlehydraten und Vitaminen zusammengesetzt sind. Das wird eine Herabsetzung der Kosten des Lebensunterhalts und der Gehälter ermöglichen mit entsprechender Verkürzung der Arbeitszeit. Die Maschinen werden bald ein williges Proletariat aus Eisen, Stahl und Aluminium bilden, das im Dienst einer von der Handarbeit fast völlig befreiten Menschheit steht. Die auf drei oder vier Stunden verkürzte Arbeitszeit wird den Rest des Tages freigeben zum Denken, zur Kunst und zum Kosten von vollendeten Mahlzeiten.

Die vollendete Mahlzeit erfordert:

1. eine originelle Tisch-Harmonie (Kristall, Geschirr, Geräte) im Geschmack und in den Farben der Speisen,
2. eine absolute Originalität der Speisen.

Beispiel: Zur Zubereitung des *Alaska-Salms aux rayons de soleil mit Mars-Tunke* nimmt man einen schönen Alaska-Salm, zerlegt ihn und gibt ihn mit rotem Pfeffer, Salz und feinem Öl auf den Rost, bis er schön golden ist. Halbierte Tomaten hinzugeben, die man vorher mit Knoblauch und Petersilie über dem Rost gebacken hat. Beim Servieren legt man über die Schnitten kreuzweis Anchovis-Filets. Über jede Schnitte ein Scheibchen Zitrone mit Kapern. Die Tunke, durch ein Sieb passiert, besteht aus Anchovis, dem Gelb harter Eier, Basilienkraut, Olivenöl und einem Gläschen Aurum-Likör. (Rezept von Bulgheroni, Küchenchef der „Penna d'Oca“.)

3. die Erfindung schmackhafter Plastik-Komplexe, deren originelle formale und farbige Harmonie die Augen sättigt und die Phantasie anregt, bevor sie zu den Lippen gelangen.

Beispiel: Der eßbare Plastik-Komplex *Äquator + Nordpol*, vom futuristischen Maler Enrico Prampolini geschaffen, besteht aus einem äquatorialen Meer aus Eigelb, in das man Pfeffer, Salz und Zitronensaft rührt. In der Mitte erhebt sich ein Kegel aus geschlagenem Eiweiß, der mit Apfelsinenstückchen gespickt wird wie mit saftigen Sonnen-Sektoren. Oben wird der Kegel mit schwarzen Trüffeln durchlöchert. Die Trüffeln schneidet man in Form von Neger-Flugzeugen zur Eroberung der Lüfte.

4. die Abschaffung von Gabel und Messer für die Plastik-Komplexe, da diese auch Gefühlsgenüsse zu bieten vermögen,
5. die Kunst, Parfüms zu gebrauchen, um zum Kosten anzuregen. Jeder Speise muß ein Duft vorausgehen, der dann mittels Ventilatoren wieder verjagt wird,
6. die Verwendung der Musik, die auf die Eßpausen zu beschränkt ist, damit sie nicht die Geschmacksnerven irritiert, vielmehr den genossenen Geschmack befestigt und die ursprüngliche Kostfreudigkeit wiederherstellt,
7. die Abschaffung des vielen Redens und Politisierens bei Tisch,
8. die dosierte Verwendung von Dichtung und Musik, unerwarteter Ingredienzien, die durch ihre sinnliche Intensität den Geschmack der Speisen steigern sollen,
9. das schnelle Anbieten — in den Eßpausen und vor den Augen und Nasen der Gäste — von einigen Speisen, die sie essen werden, und anderen, die sie nicht essen werden, um die Neugier, die Überraschung und die Phantasie zu entfachen,

10. die Schöpfung der Simultan- und Schiller-Bissen, zehn bis zwanzig Geschmäcker enthaltend, die alle im Augenblick genossen werden können. Diese Bissen werden in der futuristischen Küche die nämliche analogienbildende Funktion haben wie die Bilder in der Literatur. Ein bestimmter Bissen wird einen ganzen Lebensabschnitt umfassen können, den Verlauf einer Liebesleidenschaft oder eine Reise in den Fernen Osten;

11. die Ausstattung der Küche mit wissenschaftlichen Instrumenten: Ozonisierern, die Speisen und Getränken den Duft des Ozons geben, Lampen zur Verteilung ultravioletter Strahlen, um Nährstoffe zu aktivieren und leichter verdaulich zu machen, Elektrolysierern, um Säfte und Extrakte zu zersetzen und damit aus einem bekannten Produkt ein neues Produkt mit neuen Eigentümlichkeiten zu erhalten, Kolloidal-Mühlen, um Mehl, Drogen usw. bis zu einem unwahrscheinlichen Grad zu verfeinern, Zentrifugen, Destillier- und Dialysier-Apparaten. Chemische Meßgeräte werden den Säure- und Alkali-Gehalt der Soßen feststellen und etwaige Fehler berichtigen können: zu fad, zu sauer, zu gepfeffert, zu süß.

Heroische Mahlzeit im Winter

Kämpfer, die im Januar um drei Uhr morgens die Lastwagen besteigen, um gegen vier Uhr in Stellung zu sein, oder in Flugzeugen aufsteigen, um Städte zu bombardieren oder feindliche Angriffe abzuschlagen, werden im schmerzlichen Kuß der Mutter, der Gattin, der Kinder oder in leidenschaftlichen Briefen nicht die richtige Aufmunterung finden. Ein träumerischer Spaziergang ist auch nicht das Rechte. Ebenso wenig die Lektüre eines anmutigen Buches.

Sie sollen sich statt dessen zu Tisch begeben, wo ihnen ein „Kolonialfisch mit Trommelwirbel“ oder „Frisches Fleisch mit Trompetengeschmetter“ serviert werden wird.

Kolonialfisch mit Trommelwirbel: Gekochter See-Aal wird 24 Stunden einer Tunke aus Milch, Kapern und rotem Pfeffer ausgesetzt. Beim Servieren wird er geöffnet und mit einer Konserve aus Datteln, Bananenscheibchen und Ananasschnitten gefüllt. Bei ununterbrochenem Trommelwirbel zu essen.

Frisches Fleisch mit Trompetengeschmetter: Man schneidet einen exakten Würfel aus Rindfleisch, schickt elektrische Ströme hindurch und läßt ihn 24 Stunden in einer Mischung aus Kognak, Rum und Wermut ziehen. Dann nimmt man ihn heraus und serviert ihn auf einer Unterlage aus rotem Pfeffer, schwarzem Pfeffer und Schnee. Jeder Bissen ist genau eine Minute zu kauen, wobei man zwischen dem einen und dem nächstfolgenden ein Trompetensignal einschaltet, das vom Esser selbst gegeben wird.

Zum Nachtisch werden den Kämpfern Schalen mit reifen Kakis, Granatäpfeln und Blutorangen gereicht. Während das Obst in den Mündern verschwindet, werden im Eßraum, mittels Zerstäuber, sanfte Rosen-, Jasmin-, Geißblatt- und Akaziendüfte verbreitet, deren wehmütige und dekadente Süße jedoch brutal abgelehnt wird von den Kämpfern, die sich blitzschnell Gasmasken aufstülpen.

Beim Aufbruch stürzen sie einen Kehlenzerplatzer hinunter, ein herbes Getränk aus einer Kugel Parmesankäse, die man in Marsala aufgeweicht hat.

(Rezept des futuristischen Aero-Dichters Marinetti)

Mahlzeit zur Liebeserklärung

Ein schüchterner Liebhaber hat den Wunsch, einer schönen und gescheiterten Frau gegenüber seinen Gefühlen Ausdruck zu geben. Er läßt zu diesem Zweck



Käthe Wilczynski

— Wenn wir ihr jetzt den Schirm anbieten, könnte sie unsere sachlichen Motive überschätzen und die persönlichen übersehen . . . es ist besser, wir warten ab, bis der Regen aufhört.

auf der Terrasse eines Hotels, zu nächtlicher Stunde, das folgende Mahl zur Liebeserklärung servieren:

Ichbegehresie: Vorspeise aus verschiedenen, raffiniert gewählten Gerichten, die der Kellner jedoch nur zum Anschauen reicht, während Sie mit Butterbrotten vorliebnehmen wird.

Ichbetesiean: Eine große Platte aus Spiegeln. In der Mitte nach Ambra duftende Hühnerkoteletten, die mit einer dünnen Schicht Kirschenmarmelade bedeckt sind. Während des Essens wird Sie sich im Spiegel bewundern.

Ichliebesiosesohr: Röllchen aus Zuckerteig, mit verschiedenen Geschmücken gefüllt, eines mit Pflaumen, eines mit Äpfeln in Rum gekocht, eines mit Kartoffeln in Kognak getränkt, eines mit gesüßtem Reis usw. Ohne Wimpernzucken wird Sie alle verspeisen.

Ichsterbevorliebe: Eine sehr kompakte süße Torte. Rund herum ist sie mit kleinen Löchern versehen, die Anis, Pfefferminz, Rum, Wacholder und Bitteres enthalten.

Heutenachtbeimir: Eine sehr reife Apfelsine in einer großen Pfefferschote, gefüllt mit Eierpunsch, der mit etwas Auster und Seewassertropfen gesalzen ist.

(Rezept des futuristischen Aero-Malers Fillia)

Mahlzeit für Kaufleute

Für Kaufleute, denen der Trubel der Geschäfte den Besuch eines Restaurants oder die Rückkehr nach Hause nicht gestattet, wird eine Simultan-Mahlzeit bereitet, die ihnen erlaubt, ihre verschiedenen Beschäftigungen (Schreiben, Gehen, Reden) fortzusetzen und gleichzeitig zu essen.

In einer großen rotlackierten Metallpfeife mit elektrischem Öfchen kocht eine Minestra. Kleine Thermosflaschen, in Form von Füllfederhaltern, sind mit heißer Schokolade gefüllt. Geschäftsbücher in Taschenformat enthalten Fischpaste. Den Briefmappen kann man Schreibpapier und Rechnungsbogen entnehmen, die in verschiedenen Stärken parfümiert sind, um den Appetit zu besänftigen, zu stillen oder zu wecken.

(Deutsch von Cyril Malo)

MARGINALIEN

Schulmädchen zeichnen die Zeit

Aus Zehnminuten-Aufsätzen dreizehnjähriger Wiener Schulmädchen
aus allen Kreisen und Konfessionen

Gerti:

Was mich am meisten in der Welt kränkt, ist die Uneinigkeit unter den Menschen. Das heißt, daß sie sich in so viel Parteien splintern und ganz anderer Meinung sind. Noch ärger ist, daß es Arme und Reiche gibt, und nicht alle Menschen gleich viel haben. Darum ist Krieg und darum wird sicher noch einmal ein sehr großer Krieg kommen. Persönlich drückt es mich, daß die Großen sagen, wir haben mehr Erfahrung und verstehen alles besser. Wir können uns nicht auf die Erfahrungen der Erwachsenen zufrieden geben. Oder wenn viele Leute da sein und plötzlich fällt es einem ein, daß auch ein Kind da ist und sie sagen: ach, möchtest du mir ein Glas Wasser holen.

Mausy:

Das Drückendste mir ist der Krieg. Schon unschuldige kleine Kinder streiten sich. Auch Neid, fürchte ich, bekommt man schon mit auf die Welt, und natürlich wachsen die Gefühle mit dem Alter. Aus dem Streiten der kleinen Kinder wird der Krieg zwischen den Völkern.

Lily:

Die Erwachsenen verstehen uns Kinder nicht, und die Kinder wissen nicht, was die Erwachsenen wollen. Die Kinder trotzen, wenn Eltern schimpfen. Dann sagt Vater: „Warum schaust du so aus, als hätte ich etwas Böses gesagt. Ich will dir ja nur Gutes.“ Aber das Kind weint doch. Mein Vater kommt mittags immer aufgeregter nach Hause und dann zankt er mit mir. „Aber Vater“, sage ich, „ich kann doch nichts dafür, daß die Leute im Amt so schlecht sind zu dir.“ Die Mutti versteht mich besser. Wenn man ein neues Kleid haben möchte, sagt Mama immer nur: „Na gut.“ — „Der Vater wird es aber nicht erlauben“, sage ich. „O ja“, sagt die liebe Mutter, „ich werd's ihm schon ausbetteln.“

Käthe:

Obwohl mir nichts abgeht, finde ich es doch recht schmerzlich, daß meine Mama so viel bei sich selbst abspart, um mir Freude zu bereiten. Oft kauft sie mir sogar Dinge, die ich gar nicht brauche, obwohl sie selbst Notwendiges entbehrt, nur um mir alles recht angenehm zu machen. Sie macht auch alle Arbeit im Haushalt selbst, obwohl sie nicht besonders gesund ist. Ich wäre froh, wenn sich die Verhältnisse bißchen besserten, damit diese Sorgen meiner Mutter abgenommen würden.

Lotte:

Ich bin traurig, wenn ich im warmen Klassenzimmer sitze und einige Mädchen den Unterricht stören, so daß nicht weitergegangen werden kann. Da muß ich an gleichaltrige Mädchen denken, die schon im Alltagsleben stehen und schon als Verkäuferin oder Lehrling sich von morgens bis spät abends schinden. Ich kenne viele Mädchen, die nicht mehr in die Schule gehen. Leider auch solche, die gar keinen Beruf haben, und deren Eltern nur von der Arbeitslosenunterstützung leben. Bei einigen meiner Bekannten sind sogar noch fünf Geschwister zu Hause. Ich begreife meine Mitschülerinnen nicht, wenn sie nicht ernst arbeiten wollen. Wahrscheinlich haben sie keine Ahnung von dem Elend der anderen.

Ellinor:

Mich kränkt die Not der Arbeitslosen. Wohnen in schlechten Wohnungen und können sich nichts leisten, den Kindern kein Vergnügen bieten. Dadurch, daß jetzt so viele Leute abgebaut



Kurt Werth

- *Habt ihr Devisen?*
 — *Jawohl, zwei: Bergheil! und Frisch fromm fröhlich frei!*

sind, ist es auf der Welt unerträglich. Oft klopfen an unsere Tür gebildete Leute und betteln. Hoffentlich wird bald etwas geändert.

Marie:

Mich drücken die gräßlichen Bluttaten, die jetzt so oft geschehen. Dann die Kriege, jetzt wieder Japan. So viele unschuldige Menschen werden erschossen, sterben an Hungersnot oder an Seuchen. Es darf keine Kriege mehr geben, die Jugend will es nicht haben. Auch sonst ist es schrecklich, jeden Augenblick geht ein Geschäft nach dem andern trachen.

Poldi:

Am abscheulichsten scheint mir die Stellung des Geldes. Alles Traurige und Unangenehme führe ich direkt oder indirekt auf den Einfluß des Geldes und die Liebe der Menschen zum Gelde

zurück. Wenn man Zeitungen durchblättert, findet man jeden zweiten Tag einen Einbruch oder einen Raubmord. Wer weiß, ob diese Verbrecher schon als Kinder schlechte Menschen waren. Man darf es nicht so weit kommen lassen, daß es einem Menschen nicht darauf ankommt, ein Vergehen mehr oder weniger auf seiner Strafkarte zu haben.

Fini:

Mir fällt der Krieg zwischen Japan und China schon beim Frühstück ein. Dort sind viele blühende Städte, werden schon wieder zerstört werden. Auch in der Straßenbahn fahre ich ungerne. Immer muß ich unwillkürlich denken, ob der Mensch, der mir gegenüber sitzt, den gestrigen Mord mit größter Kaltblütigkeit um des Geldes wegen begangen hat und sich sicher wähnt.

Christl:

Mir ist es am traurigsten, daß man bei uns jetzt auf den Straßen singen muß, um ein paar Groschen zu bekommen. Die zehn Groschen, die ich ihm gebe, mit denen ist dem Sänger nicht geholfen. Es müßte ihm jeder Mensch, der vorüber geht, zehn Groschen geben. Es gibt aber leider auch viele Arbeitslose, die gar nicht arbeiten wollen und sich denken, daß es ihnen so besser geht. Ich kenne eine Frau, die schon mehrere Anstellungen bekommen hätte, sie aber nicht angenommen hat, weil sie sagt, daß sie mit der Unterstützung ganz gut auskommt, ohne zu arbeiten.

Liesl:

Die Kinder haben jetzt gar kein schönes Leben, keine richtige Jugend. Bald sind sie erfahren im Ernst des Lebens. Ich glaube auch, man soll die Jugend noch nicht zu politischen Dingen herbeiziehen, denn dadurch geschieht auch viel Dummes. Denn diese Dinge gehen dann nicht aus eigener Überzeugung. Man ist nur überredet. Auch das Parteiwesen ist sehr unangenehm. Viele Menschen verlieren ihre Stellung und ihr Ansehen, weil sie nicht irgendeine bestimmte Partei wählen.

Jolanda:

Es ist sehr langweilig, daß man von Erwachsenen gar nichts anderes hört als von der Not und dem Elend der Zeit. Immer nur von den Gehältern von Angestellten, die grade um große Beträge gekürzt sind, und daß die Geschäftsleute ihre Nerven verlieren. Und das alles, sagt man, sind noch immer die Folgen des Weltkrieges. Wenn aber die Menschen das schon wissen, warum bekriegen sie sich denn noch immer? Lange Zeit schon sitzen irgendwo Männer aus allen Ländern zusammen, um abzurüsten. Und doch können sie nichts gegen den Krieg in der Mandschurei. Das sind Dinge, die mich am meisten ärgern.

Tilde:

Mir sind das Gräßlichste die vielen Selbstmorde. Ich traue mich schon gar nicht, in eine Zeitung hineinzusehen. Aber furchtbar für mich ist, daß mein Vater, der früher so lustig war, jetzt immer so ernst und traurig ist. Auch Mutti ist verändert. Ich finde, die Eltern sollten sich nicht so abgrämen, denn aufhalten können sie das Unglück doch nicht. Man macht mir große Angst vor der Zukunft. Aber noch fürchte ich mich nicht.

Franzi:

Ich empfinde vor allen Dingen das viele Jammern als störend. Überall wird gejammert. In der Straßenbahn, zu Hause, überall. Es mag ja furchtbar schlecht sein, aber durch Jammern wird es nicht besser. Und nichts kann man erfahren, alle Erwachsenen sind so furchtbar gereizt. Wenn ich zu Hause etwas frage, bekomme ich kaum eine Antwort.

Lucy:

Das Verhältnis von Erwachsenen und Kindern ist heutzutage schon viel besser als früher einmal. Aber immerhin gehen die Erwachsenen noch immer von dem Prinzip aus, das Kind muß unterdrückt werden, es darf nicht recht haben. Ich würde mein Kind lieber selbständig machen, die Führung dürfte dann den Erwachsenen überlassen bleiben.

Vom Schreiber zum Schriftsteller

Von August Scholtis

Jedenfalls dichte ich aus Wut. Sowohl zum Dichten als auch zur Wut kam ich infolge meines verfehlten Berufes. Wie gern wäre ich zum Beispiel Schlosser geworden. Schlosser, das enthielt für mich alle kühnen Zukunftspläne. Ich war aber Schreiber. Vorerst im Büro des Fürsten Lichnowsky, dann bei dem reichen Kohlenmagnaten Tiele-Winkler, schließlich bei dem noch reicheren Baron Louis Rothschild. Wenn ich nun bedenke, daß mein Gehalt mir selbst ein Mittagessen nicht gestattete, bekomme ich eine Extrawut. Ferner arbeitete ich in einem halben Dutzend mehr oder minder wichtiger Magistrate, weiter in Kommunalbanken (wo man mich stets zu meinem größten Gaudium überwachte, damit meine Überintelligenz nicht zu einem Griff in die Kasse führte); weiter in Porzellan- und diversen Schnapsfabriken und so weiter und so weiter.

Aus allen diesen Stellungen nun bin ich wegen angeblicher unverschämter Frechheit gegenüber meinen Vorgesetzten Knall und Fall geflogen. *Glaube mir, o lieber Leser: dem war nicht so!* Bevor ich Schreiber wurde, war ich Handlanger bei den Maurern und verhalf dem Baron Louis Rothschild, bei dem ich später Schreiber war, zu einer massiven Scheune. So mancher Ziegelstein, der heute in die Oppawiesen im südlichen Schlesien hinausschaut, ist von

mir das Baugerüst hinaufgeschleppt worden. Eines Sonnabends, als ich müde zu meiner Matschitschka (Mutter) heimkam, meinte Matschitschka zu Tränen gerührt: „Armer Junge, dein Maurerleben hat ein Ende. Du wirst Schreiber im Fürstlichen Schloß.“ In der Nacht, da wir wie üblich gemeinsam in unserer guten Stube schliefen, lispelte Matschitschka mit Tatschitschek (Vater) über meine Schreiberarbeit: „Ich stelle mir einen Schreiber so vor: Er schreibt und schreibt, und der Sekretär sieht sich das Geschriebene an. Wenn das nicht gut geworden ist, zieht er ihn am Ohr und sagt ihm: *No amal schreiben.*“ „No amal schreiben . . .“ sagte Matschitschka auf deutsch. Alles andere auf wassermährisch, das ja unsere Muttersprache ist. Ooo meine gute Matschitschka! Sie verstand wirklich allerhand vom Schreiben!

Am nächsten Morgen ging ich mit Vater im schwarzen Sonntagsstaat durch den Wald in die Fürstliche Schloßkanzlei. „Hast du Angst?“ meinte Vater. „Nein“, erwiderte ich, und das Herz pochte. „Bete zum Heiligen Florian“, setzte Vater hinzu, und wir stapften durch den sommerlichen Wald. Der Sekretär wies mich an, mich zu setzen, drückte mir einen Federhalter in die Hand und sprach: „Mein lieber Junge, schreib amal, was ich dir langsam sage.“ Und er sagte:

KURHOTEL

MONTE VERITA BEI ASCONA
SCHWEIZ

REDUZIERTER PREISE • PENSION AB RM 11.— • GOLF,
TENNIS • DIÄTKÜCHE • PROSPEKTE AUF ANFRAGE

Bäcker packen die Pakete.
Bismarck packte feste zu.
Fischer fischen gerne frische Fische
frühe in der Frische.

Ich schrieb. Der Sekretär sah sich das an. Hernach meinte er, ich sei eigentlich ein ganz gescheiter Kerl und könne morgen früh antreten. Zu meinem Vater sprach er mit erhobener Stimme: „Aus diesem Kerl da mache ich einen brauchbaren Preußen, wie ihn unser Vaterland braucht. Er darf weder rauchen noch radfahren, das schadet der Lunge.“

Am nächsten Morgen begann meine Schreiberei. Ich dachte drei Monate an Flucht und an meinen Schlossertraum. Dann war ich gründlich eingelebt. Fürsten, Fürstinnen, Komtessen, Gräfinnen, Prinzen und sonstige „Ungewöhnlich Sterblichen“ kreuzten meinen Weg, ohne mich zu beachten, und ihre Hunde fraßen mir mit Vorliebe meine Fettstullen. Das war nicht gut von diesen feinen Hunden. Sie waren doch satt, und außerdem was soll ich davon reden? Emil Ludwig kam aufs Schloß. Karl Kraus kam. Allerlei Politiker und Diplomaten kamen und wünschten von mir Briefmarken.

Also schrieb ich und schrieb in dieser Fürstlichen Kanzlei, meistens den ganzen Tag ohne Mittagessen, fünf Jahre lang, interessante Aufzeichnungen des Fürsten, der Fürstin, Aufsätze, Korrespondenzen. Und wurde von der Wißbegierde satt. Jene berühmte *Denkschrift* des Fürsten Lichnowsky über seine Londoner Mission, die den Reichstag im Sommer 1917 in Hitze brachte, ruhte monatelang in meiner Schublade. Ich frühstückte ahnungslos meine Fettstullen darauf. Dann kam das Ende des Weltkrieges, die Besetzung meiner Heimat durch die Tschechen und meine Auswanderung nach Deutschland. Damit kam jene Unruhe in mich, die mich bis auf den heutigen Tag durch Deutschland kreuz und quer trieb, so daß ich studieren konnte, daß die unselige Schreiberei im Osten ebenso langweilig ist wie im

Westen. Daher begann ich zu dichten!

All meine Zulagegesuche an meine Arbeitgeber waren heißhungrige Gedichte, denn ich verdiente nie mehr als knapp hundert Mark auf den Monat und hatte gewöhnlich 120 Mark Bücherschulden monatlich zu begleichen. Mein Zulagegesuch z. B. an den Magistrat Gleiwitz, wo man mich jahrelang hinter einem ledigen, dem Trunke ergebenen Beamten mit 350 Mark Monatsgehalt nachversetzte, wurde völlig mißverstanden, weil es blutvolle Dichtung war. Ich wurde fristlos entlassen, weil ich dem Magistrat die Reichsverfassung ins Gedächtnis rief. Man empörte sich über meine Dichtungen und klagte gegen mich ausgelaugten Schreiberwagen. Man sperrte mich ein, weil ich es wagte, zu dichten. Ich wanderte aus gen Prag, um diesen heißen Boden für meine Dichtungen auszukosten. Von dort schlug ich mich entlang der Elbe gen Dresden und Berlin durch. Hier trat meine ökonomische Kalkulation in ihr Recht, indem ich die aufgesparte Krisenunterstützung ratzkahl abstempelte.

Alsdann begann ich aus Hunger, Not und Wut von neuem zu dichten. Herbert Jhering begeisterte sich für mein dramatisches Fragment. Doch das machte mich nicht fetter. Woche um Woche wechselte ich meine Wohnungen wegen Geldmangels. Ich bettelte; zum Singen hatte ich keine Courage. Als ich wieder einmal meiner Wirtin fünf Mark Wochenmiete schuldete, reizte mich diese Frau zum Letzten. Ich telefonierte wildfremde Menschen wegen fünf Mark an. Bekam sie. Bekam zu essen. Faßte Mut und erklärte, wenn ich eine Schreibmaschine auf vierzehn Tage bekäme, könnte ich einen Roman fertigstellen. Ich bekam die Maschine, vierzehn Tage zu essen, erfand im Stegreif den Kaczmarek meines Romans *Ostwind*, bot alles ultimativ dem Verlag an und hatte innerhalb vier Tagen die Entscheidung . . .

Jedenfalls dichte ich aus echtster Wut.



Möve

Simonsen



Schwimmerin

Keystone View



1910

Erdelyi



Anonym



August Scholtis



R. Großmann
Bruno Frank



Thomas Mann in Nidden (Kurische Nehrung)

Senta Grüning



Jagd

Photo Senkpiel

Das junge Mädchen auf dem Theater

Von *Antonius*

Bergner, Elisabeth. „Wie alt bist du denn, Bubi?“ fragt in der gewissen Anekdote die Dame den Liliputaner und vernimmt die Antwort: „Bitt' schön — sechsunddreißig Jahr!“ Schlüssel zu Elisabeth. Sie ist ein kleiner Bub mit Riesenhirn. Man könnte auch sagen: ein ausgewachsener Intellektueller im Kinderleib. Nebst dem ein bißchen mondsüchtig veranlagt, pflegt sie oft, von Cherubflügeln behütet, auf der Dachzinne zu spazieren, geschlossenen Auges zwar, aber die Gesichter in der ersten Parkettreihe doch deutlich unterscheidend. Dieser somnambule Zug ihres Wesens, unterstützt von den zwei großen, wie aus nächtlichem Waldgeist leuchtenden Augen einer Spitzmaus, doch gepaart mit tagdurchdringender Klugheit, haben sie zum Liebling eines deutsch-romantischen Traumbilds gemacht, das bereits Anschluß an Freud und die Untergrundbahnstation Dahlem hat. Sie ist nicht dafür haftbar zu machen, daß die deutschen Mädchen von 1920 bis 30 gleich ihr wie Jünglinge mutierten, mit Blick und Mund alraunten und beim Wort „warum“, hinjagend, das a ausließen. Aber die Kulturgeschichte wird mit ihrer Foto dennoch das ganze weibliche Jahrzehnt illustrieren.

Drews, Bertha. Unzeitgemäßes, also zeit-vorgreifendes Exemplar einer Frau, deren finnisch-sarmatisches, zu Dostojewsky-Komplexen erkorenes Gesicht in Wahrheit nicht solche birgt, sondern die Leiden einer Dienstmagd, deren Los auf Erden heischt: treu, ehrlich und fleißig zu sein.

van Eyck, Tony. Ich weiß nicht, ob die beiden van Eycks Madonnen im Stil der van Eyck gemalt haben; ich weiß nur, daß der Name van Eyck das Wort Madonna so selbstverständlich herbeiruft wie das Antlitz der van Eyck das Wort „blankstirnig“.

Aber diese Verbindung vollzieht sich zu prompt, zu sehr auf Bestellung; ein Mißtrauen bleibt zurück, daß hier wissentlich und vorwitzig eine Wirkung antizipiert wurde wie manchmal eine Zeitschriftenillustration schon im Szenenbild oder ein Essay in einer Regierichtung. Und das Schicksal der armen van Eyck scheint fast eine Bestätigung dieses Verdachts: nur die urteilsblinde Effektivierung des Auftrags, den Gesicht und Name der van Eyck ihren Kritikern erteilte, konnte zu jener Berlinischen Ueberschätzung führen, deren Kehrseite immer die Unterschätzung ist. Tony van Eyck ist das Beispiel des halbwüchsigen Genies, das früh verdorben wird; verdorben nicht durch das Leben, sondern den Ehrgeiz. Sogar die herbe Eigennatur muß in dieser Zeit welken; Elevationen erleben, als Wunder der Minderjährigkeit gepriesen, dann nicht einmal das Glück der Wandlung. Laßt das Wunderkind, das nicht Paganini werden durfte, doch wenigstens für einen Primgeiger gelten! Denn ohne euch wär' es längst mehr.

Haas, Dolly. Klein Dolly, Ackerstraßen-Kleinod mit Kulleraug und Ponnyhaar, ist grade so klein, so niedlich, so kindisch wie die alten Herren, die unsere jungen Herren zumeist sind, es gerne haben. Sie nehmen stets für knusprig, was dürftig dasteht. Und merken den süßen Elendszauber nicht einmal, den rachitische Mächte um so ein begehrtes Kind oft spinnen. Doily freilich, so zerbrechlich sie scheint, steht auf zwei festeren, resoluteren Beinen. Sie hat die englische Krankheit wahrscheinlich nie gehabt, oder wenn, dann vortrefflich überstanden; nicht mehr als ein Hang zu angelsächsischer Lippenhaltung und Rede ist ihr davon geblieben. Hannele aus Kabarett-Geblüt. Als sie zum ersten-

mal auf den Brettern stand, konnte man ihr dreißigjähriges Artistenjubiläum voraussehen; ja es fiel eigentlich schon mit dem Debut zusammen.

Körber, Hilde. Dienstmädchen-Magdalena aus Oberösterreich in einem Kinderleib; von Bruckner und der Kritik hysterisiert; die Einfalt und Ankreuzgeschlagenheit ihres dienenden Gehorsams, der heilige Schritt der Trächtigkeit, das Fröhmütterliche ihrer Kindesnatur fordern neuerdings durch Stimmsenkung, durch Blick- und Atempausen eine tiefere Beachtung vom Zuschauer. Wie schön war es, als die kleine Hausgehilfin noch nicht (Kritiken) lesen und (Autogramme) schreiben konnte! Da durften wir hoffen, daß das Käthchen von Heilbronn eines Tages als proletarische, gegenwartsstarke Kathi vor unserem Aug neu auferstehen werde!

Mosheim, Grete. Blank und rank wie ein Sportgirl; Kunstfliegerin des deutschen Theaters. Keine große Frau, aber eine ganz große Steglitzerin. Kulmination des Geschlechts, aus dem eine Hilde Scheller und Gertrude Frenzel hervorging. Untief, aber frisch durchlüftet, voll würzigem Sach-appeal. Routiniert wie die Berliner Natur und natürlich wie eine Berliner Pflanze. Meisterin der melodischen Eckigkeit (verzogener Lippen, hingegrätschter Beine), die Unarten des Wachstums — spricht: Pubertät — poetisch durchsonnend. Schnuffelt gern mit der Nase auf, um anzudeuten, wie wenig sie sich aus ihrer Grazie macht, die sie doch gerade aus solcher Ignorierung gewann. Kurz: eine ausgewachsene Märchen-Unschuld — Frühlingserwachen auf einer Couch und neben einem Grammophon.

Neher, Carola. Wenn eine Stimme auf der Bühne aus dem Ensemble fällt, so weiß man nie, ob sie so prosaisch klingt, weil ihr der Schmink-Trick noch versagt ist oder weil sie einem menschlicheren Wesen gehört. Das ist die Ungewißheit bei Carola

Neher. Bald wirkt ihr nüchterner Frohsinn wie die Unbetheiligtsein eines Mädchens, das sich aus einem Animierbetrieb hierher, zwischen Kulissen, verirrt, doch im nächsten Moment erzeugt grade diese Verlassenheit im Raum der Bühne, dieser Isolationskreis, in dem sie steht, um sie herum eine eigene, magische Luft, das Prosaische ihrer Rede wird plötzlich Poesie. Es ist, als ob Silberstäbe an einen Blechtopf schlägen. Seltsame Musik, wo Derbheit plötzlich mozartinnig tönt.

Schwannecke, Ellen. Aus Tony van Eycks Holz geschnitzt, aber nicht so sehr Kirchenfigur als Pensionatsmädel. Direkt und gradlinig in jeder Aeüßerung ihres gradlinigen Körpers reizt sie durch Geheimnislosigkeit. Sie macht neugierig, zu erfahren, ob das Unverhohlene nicht in einer menschlichen Schale steckt. Es ist, wie wenn man vor einer Nackttänzerin den Wunsch empfindet, sie einmal in Kleidern zu sehen — ob sie dann nicht doch schüchtern wird. Repräsentiert die Erbin eines zeittypischen Namens damit nicht die ganze Generation?

Shoop, Hedy. Fast ein umgekehrter Fall. Vielgelenkig, drahtig, possierlich, hat die kleine Schweizer Tanzparodistin die Fähigkeit, selbst da noch ein Aroma der Verhülltheit zu behalten, wo sie alles herzeigt, was sie kann. Das treffen nur die wirklichen Artisten (die mühelos Bemühten). Wer seinen Körper in der Hand hat, kann sich nie ganz aus der Hand geben. Mit dem neuen Sportgeschlecht wird man also kaum gut Kirschen essen.

Aus Begeisterung. In Mülheim bei Köln wurde dem Besitzer eines Flohzirkus ein Teil seiner Tiere gestohlen. Der Dieb konnte festgestellt und verhaftet werden. Die Tiere befanden sich indessen nicht mehr in seinem Besitz. (Zeitungsnachricht)

Den hübschen Anfang eines naturalistischen Romans hat heute abend Manet erzählt. Eines seiner Modelle hat ihm anvertraut, daß es mit dreizehn Jahren seine Großmutter verloren habe und von einem alten Onkel, mit dem es in dem einzigen Trauerwagen auf den Friedhof fuhr, vergewaltigt worden sei . . .

Edmond de Goncourt

Die Kindersprache der Schwerindustrie. Babba-Kupplung, D. R. P., übertrifft alle Kupplungen in ihrer großen, nicht nachlassenden Elastizität, Flexibilität, Stoßdämpfung in weiten Grenzen, Schwingungsdämpfung und in ihren Preisen. — Ingenieure! Ein Beweis für die Güte der Bibby-Kupplung ist das Erscheinen minderwertiger Nachahmungen!

Großvatermund. Tristan Bernard ging im letzten Herbst mit seinem kleinen Enkel im Bois de Boulogne spazieren. Plötzlich das Kind: „Sag, warum sind die Blätter so rot geworden?“

„Wegen all dessen, was die in diesem Sommer mit haben ansehen müssen.“

Bayrische Anekdote. Zwei Jungens spielen auf der Straße, der eine sieben-, der andere dreijährig. Der Siebenjährige zieht die Ruine von Wägelchen, in dem der kleine Bruder sitzt, an einer Schnur. Im Spiel bindet er nun den „Spagat“ um den Hals des Brüderchens: jetzt soll der einmal „Nero“ spielen und den Wagen ziehen.

„Lausbua elendiger“, sagt ein Passant, „der Kloane is ja scho ganz blau, sofort tust d' Schnur weg, sonst werd er ja hin!“ — „Macht fei nix“, sagt gleichmütig das Brüderchen, „mir ham no ganz an gleichen daheim!“

Die Strafe. Als sein Töchterchen Geburtstag hatte, sagte der verwöhnte Schauspieler großmütig: „Und heute darfst du ins Theater kommen und mich sehen.“ — Das Töchterchen fing zu plärren an: „Aber Papa, ich war doch schon einmal im Theater!“ (B. Z.)

FÜR
DIE
GESUNDHEIT

Annabellas Ansichten

Cher Monsieur,

Vous me faites l'honneur, cher Monsieur, de me demander ce que je pense de la Vie?

Ne vous attendez pas à ce que, lunettes sur les yeux, je prenne un air grave pour vous en apporter une définition ou une explication, et venir vous dire avec les philosophes ou les physiologistes:

Monsieur, le grand secret de la Vie est la permanence des forces et la mutation continuelle de la matière — ou bien — la Vie est une assemblée d'apparences ou bien un simple ouvrage d'art qu'il faudrait savoir façonner de main habile...

Non, si vous le voulez bien, nous laisserons aujourd'hui les lunettes et les savants.

Assise sur un coin de table et les cheveux au vent, j'accorderai ma guitare et je vous chanterai ce que c'est pour moi que la Vie.

Monsieur, vous vouliez une conférence? Vous n'aurez qu'une barcarolle. Et je commence:

La vie, c'est une litanie qu'il faudrait chanter dans la lumière.

Vivre, c'est rêver, c'est penser, c'est souffrir. C'est avoir des aspirations, des élans, des détresses. C'est se fatiguer à des recherches vaines. C'est espérer des choses impossibles.

C'est faire des châteaux en Espagne. C'est après des espoirs fous tomber de haut avec des désillusions.

C'est tantôt tendre vers l'Infini, tantôt regarder de toutes petites choses...

Vivre, c'est voir, c'est entendre, c'est aimer, c'est sentir, c'est se souvenir...

C'est se meurtrir aux pierres qui jalonnent les routes de la vie.

C'est crier de joie en tendant les bras vers le ciel, ou bien c'est pleurer des larmes de sang en se frappant la poitrine.

C'est s'envoler bien haut sans espoir de descendre et puis c'est retomber comme une pierre sans avoir compris.

C'est partir en riant dans le soleil, les cheveux épars au vent sur les grèves, c'est se rappeler le passé et écouter la chanson des années disparues...

C'est danser devant des arcs-en-ciel; c'est nager vers l'infini sur l'eau bleue comme une sirène aux lèvres vertes.

C'est espérer ce qui ne viendra pas et accepter ce qui n'aurait pas du venir.

C'est goûter le parfum des forêts, la beauté des fleurs; c'est sentir le goût de la mer, vibrer devant la majesté des couchers de soleil, la grâce du vol d'un oiseau dans l'azur, respirer le parfum poivré enivrant des jungles tropicales; c'est avoir peur en entendant la foudre, en voyant les yeux du tigre dans la nuit; c'est l'émotion du phare allumé sur la mer, du ver luisant dans la prairie le soir; c'est avoir tous les désirs, toutes les tentations, toutes les aspirations... Vivre, c'est sentir monter en soi comme une sève toute l'envie de vivre et c'est ne pas vouloir mourir.

Vivre, c'est être beau, c'est être bon, c'est être fou...

Voilà, cher Monsieur, ce que je pense de la Vie. Nous sommes loin, vous le voyez, de la métaphysique!

Non, pour moi qui rêve sans cesse et qui espère vers les étoiles pâlies dans le ciel bleu, moi qui voudrais être fée et partir dans les nuées légères, je trouve que

la vie n'est qu'un beau film mais qui tourne trop vite, et que la joie de vivre est une merveilleuse chanson.

Croyez, cher Monsieur, à mes sentiments les meilleurs et recevez pour vous et pour les lecteurs de votre Querschnitt l'expression de ma sympathie. Annabella

LUCULLUS WEINT ?



ihm fehlte stets die Krönung seiner Gastmähler

ABDULLA N° 16

Beschluss und höchste
Vollendung einer festlichen
Tafel

10 g. 0./M. U. GOLD

Nächster Querschnitt am 13. Oktober: Die Ehe in unserer Zeit.

Der Beitrag „Die futuristische Küche“ von F. T. Marinetti ist aus dem Buch Marinettis „La cucina futurista“, Verlag Sonzogno, Mailand.

Jugend-Gedichte

Von *Raymond Poincaré*

späterem Präsidenten der französischen Republik

Nuits d'automne

*Viens, la lampe est indiscrete!
Son jour est artificiel!
N'aimes tu pas mieux le ciel
Et les flambeaux, qu'il nous prête?*

*Vois, là-bas dans le verger,
Les fruits mûrs pendent aux branches!
Des flocons de lueurs blanches
Dans l'air semblent voltiger!*

Sur un album

*Croyez moi, le plus beau roman
Est celui qu'on ne peut écrire,
Celui qu'on trouve à tout moment,
qui naît un matin d'un sourire,
Qui finit on ne sait comment
Et qu'on voudrait toujours relire.*

Herbstnächte

*Komm, fliehen wir der Lampe Schein,
Zu künstlich ist ihr grelles Licht!
Gefällt der Himmel dir besser nicht
Und die er schenkt, die Strahlen, nein?*

*Schau, dort im dunklen Garten drüben
Das reife Obst, die süße Last!
Lichter der Nacht von Ast zu Ast
Wie weiße Flocken stieben.*

In ein Tagebuch

*Glauben Sie mir, die schönsten unter allen
Romanen sind in keinem Buch gewesen,
Man findet sie in Straßen und in Hallen,
Dem Morgenlächeln ist verwandt ihr Wesen,
Sie enden, ohne daß ein Wort gefallen,
Und immer wieder möchte man sie lesen.*

(Deutsch von Ladislaus Frank)

Einfachheit

Von *André Suarez*

Einfachheit hat keinen Sinn: einfach hat nichts zu besagen. Das Einfache ist keine Ursache. Das Einfache ist die Wirkung einer Kunst oder einer höheren Kraft, die eine wie die andere häufig schwer erarbeitet. Man darf also nicht sagen, daß der einfache der meisterliche Stil ist, oder daß der meisterliche Stil einfach ist. Der meisterliche Stil ist meisterlich. Die Meisterschaft ist die Verschmelzung aller Einzelheiten und die Unterdrückung alles Ueberflüssigen. Nichts ist der Meisterschaft so gegensätzlich wie das Beiwerk. Die Bündigkeit, das ist der meisterliche Stil. Die Einzelheiten befriedigen nur die kleinen Geister. Wo das Detail um seiner selbst willen vorhanden ist, ist der Stil abhanden. Zudem zieht die Einzelheit die Ueberfülle nach sich, diesen Aussatz. Die einzige aller Regeln: das meiste mit dem wenigsten zu machen.

Aufrichtigkeit

Von *André Gide*

Das Wort Aufrichtigkeit ist eines der Worte, das zu verstehen mir am schwersten ist. Ich habe so viele junge Leute gekannt, die sich der Aufrichtigkeit rühmten. Manche waren anmaßlich und unausstehlich; andere grob; selbst der Ton ihrer Stimme klang falsch. Im allgemeinen hält sich jeder junge Mann mit Ueberzeugungen und unfähig zur Kritik, für aufrichtig.

Und welches Mißverhältnis zwischen Aufrichtigkeit und Ungeniertheit! Die Aufrichtigkeit in der Kunst bedeutet mir nur etwas, wenn sie schwer erungen ist. Nur nichtssagende Naturen gelangen mit Leichtigkeit zu dem aufrichtigen Ausdruck ihrer Persönlichkeit. Denn eine neugeprägte Persönlichkeit drückt sich aufrichtig nur in einer neugeprägten Form aus. Die Ausdrucksweise, die uns persönlich ist, muß ebenso schwer zu straffen sein, wie der Bogen des Odysseus.

Jongleure

Von Richard Drews

*Im allgemeinen gibt es ein Gesetz der Schwere,
Es wär auch schlimm, wenn dieses nicht so wäre,
Doch für die Herren — na, wie sagt man — die Jongleure,
Gibts sowas nicht, worauf ich, wenn es nötig, schwöre.*

*Sie sind verspielt, verspielter noch als kleine Kinder,
Und alles, sei es Mantel, Hut, Zigarre und Zylinder,
Es ist nur da für sie und ihre spielerischen Späße,
Wenn der Jongleur nicht Geistesgegenwart besäße!*

*Ein richtiger Jongleur hat — das auf alle Fälle —
Zunächst mal etwa zwanzig weiße Billardbälle,
Die wirbelt er in tollem Wirbel durch die Lüfte
Und fängt sie auf mit einem Stäbchen oder Stifte.*

*Die Bälle stehn wie aufgespießt, magiebeschworen,
Und kleben fest auf Nase, Knie und Ohren,
Mitunter auch bewirft man sich in immer schnellern
Bombardements mit großen porzellanern Tellern.*

*Wobei die Teller nicht etwa zu Boden rollen,
Weil sie das nämlich absolut nicht sollen.
Nein, Ehrensache, daß man diese Sache so erledigt,
Daß nicht ein einziger davon auch nur beschädigt.*

*Jongleure müssen immer was zum Spielen haben,
Sonst sind sie krank, sie sind wie kleine Knaben,
Sie müssen spielen stets mit irgendwelchen Dingen —
Sie werden's niemals zu was Ordentlichem bringen.*

Bad Wildungen
für Niere und Blase
Helenenquelle

Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden · Harnsäure · Eiweiß · Zucker ·
Badeschriften sowie Angabe billigster Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung

Gewöhnliche Trauer

Von *Walther Petry* †

Es ist ein Balkon, wie man ihn in südlichen Ländern findet, mit einfachem, eisernem Stabwerk, kein Platz zum Verweilen, nur ein Ausguck. Seine linke Ecke nimmt eine gutentwickelte Päonie ein, die in einem Majolikatopf steht. Das Geländer ist grau gestrichen. Das Haus, zu dem der Balkon gehört, ist zwei-stöckig, weiß getüncht, außen sauber gehalten, feucht in den Fundamenten. Es ist jetzt fünf Uhr.

Mit dem Aushall des letzten Schlages kommt zuerst die Frau auf den Balkon; sie tritt an den Rand, beugt sich, gedankenlos, vor und sieht die Straße hinab. Ihr weißes Kleid bewegt sich im Luftzug. Sie hebt eine vorgefallene Locke des tiefschwarzen Haares aus der Stirn, richtet sich wieder auf. Ihr Blick faßt nichts, sie sinnt. Die Schwester, jünger als die Frau, blond, die bei ihr wohnt, weil sie sonst auf der Welt keinen Platz hat, ist herantreten und stellt einen Stuhl hin. Es ist ein trüber, blaugrauer Nachmittag. Man sieht in einen Garten. Auch die Schwester ist weiß gekleidet. Sie hat ein Gesicht, das zunächst keinen Umriß und keine Tiefe hat, wenn man es näher prüft, beginnt es grundlos zu lächeln. In den Augen ist vor lauter Gutmütigkeit kein Gefühl zu entdecken. Sie sieht die Schwester nachdenkend und bleibt etwas zurück; glücklicherweise hat sie Handschuhe, an denen sie knöpfen kann.

Von dem Mann wird zuerst das Vorhemd sichtbar. Er muß, so schmal ist der Balkon, auf der Schwelle stehen bleiben. Das Dreieck ist jetzt geschlossen. Es sind drei Menschen in einem Raum von Trauer und Langeweile.

Der Mann ist etwas kurzatmig, sein Luftholen geht in kurzen Stößen. Seine Haut ist rötlich; er raucht. Die Schwester hat nur einen Augenblick zu ihm hingesehen, kennt ihn aber schon zu gut und wendet sich wieder ab. Sie blickt geradeaus, über die Bäume des Gartens weg in den leeren, unbeweglichen Himmel. Die Schwere des Lebens empfindet sie nicht; sie versucht eine Melodie der Oper zusammenzufinden, die man heute abend hören wird. So, von hinten gesehen, mit abfallenden Schultern, erscheint sie dem Mann reizlos; er hat auch Hunger und wartet am ungeduldigsten von den dreien auf den Wagen.

Die Trauer empfinden und allerdings bis zu ihrem dunkelsten Grunde in ihr untergehen kann nur die Frau. Das Spiel ihrer verschränkten Finger verrät die Bewegungen ihrer Seele; sie sieht in den Garten nieder, in die Schatten der Gebüsche, den dunklen, feuchten Glanz des Bodens. Träumt sie? Sie ist nicht bei der Vergangenheit; über die Gegenwart hinausdringend, doch nicht entführt von Hoffnungen, erwägt sie die Zukunft. Sie ist einsam, hellichtig, an ihrem Platz festgehalten. Die Schwester weiß sie mit dem Mann im Einverständnis; es verletzt sie nicht. Verletzt hatte sie die Vertraulichkeit der ersten Jahre, als der Mann, verliebt, laut und mit aufgerissenen Augen ihre Schönheit pries. Sie ist jetzt zweiunddreißig Jahre.

Man hört, die Straße herunterkommend, das Rollen des Wagens. Das entschwendene Leben kehrt zurück; die Schwester lächelt und beginnt ihre Melodie zu summen, der Mann hat, da die Frau aufgestanden ist, den Stuhl fortgerückt. Wie der Kutscher im Anfahren hinaufsieht, ist der Balkon leer. Ein kleines Bologneserhündchen hat den Kopf durch die Streben gesteckt und bellt.



Krim-Kinder

Unionbild



Russischer Zigeunertanz

Z. Klug

1912



5 Jahre

Alexander Holstein



Stanislawski und seine Enkelin

Jacobi



Kurt und Margot Lubinski

Moskau entdeckt das Individuum

Das Ereignis der letzten Moskauer Theatersaison ist: *Angst* („Strach“). *Stanislawski* hat das Drama in seinem Künstlertheater zur Uraufführung gebracht, vor einigen Monaten, heute noch ist auf Wochen hinaus keine Karte zu bekommen, das Haus jeden Abend ausverkauft, obwohl das Stück mittlerweile auch auf das Repertoire dreier anderer Bühnen Moskaus gesetzt worden ist. Unzählige Truppen gastieren mit dem Schauspiel in sämtlichen Städten und den entlegensten Orten der Union, der Autor *A. N. Afinogenow* soll bisher schon über 100 000 Rubel an seinem Stück verdient haben. Die Geschichte und die Ursache dieses sensationellen Erfolges sind kaum weniger interessant als das Stück selbst.

„Angst“ ist das Drama des Intellektuellen in Sewjetrußland. Da ist dieser Professor Borodin, zu dem der berühmte Professor Pawlow Modell gestanden hat. Ein großer Gelehrter, lebt Borodin nur seiner biologischen Forschung, voller Verachtung und in kaum verhehlter Abneigung gegen diese ganze neue Zeit, die halbbarbarische Kalmückenjungen als Studenten auf die Universität schickt und zehnjährigen Mädchen die Möglichkeit gibt, in Borodins Laboratorium einzudringen und von ihm zu verlangen, daß er mit naseweisen Göhren Führungen durch sein Institut veranstalte. Der Professor hat eine Tochter, Bildhauerin, die in ihrer Kunst ebenso modernen Anschauungen huldigt wie in ihrem Privatleben. Der Schwiegersohn Bobrow, gleichfalls Professor am physiologischen Institut Borodins, ist ein weicher, etwas verschlafener, aber grundständig Kerl, unpolitisch, doch ehrlich bemüht, der neuen Zeit gerecht zu werden. Die übrigen Freunde und Kollegen Borodins, Professoren seines Instituts und anderer Fakultäten der Universität, vertreten alle Spielarten des Intellektuellen, vom fanatischen Gegenrevolutionär bis zum angehenden „roten Professor“.

Letzteren Typ repräsentiert der Aspirant Tschowoy, ein ehemaliger Arbeiter, Kommunist, der sich dank seiner Parteitreu und Intelligenz die Studienlaufbahn erkämpft hat. Er ist neben dem alten Gelehrten die interessanteste Figur des Stückes. Mit einer Kommunistin, Parteifunktionärin, verheiratet, die am Institut Borodins arbeitet, betont er besonders

stolz seine proletarische Abstammung, seine Verachtung aller Intellektuellen, die das Unglück hatten, als Söhne oder Töchter ehemaliger Bourgeois auf die Welt zu kommen. Kein Wunder, daß sich auch Borodins Tochter in diesen hundertprozentigen Proletarier verliebt. Von der reinen Kunst weg ist sie in die Fabrik geflüchtet, wo sie ihrer künstlerischen Bestimmung in engstem Kontakt mit den Arbeitern gerecht werden will. Zwar bleibt es nur bei einem gelegentlichen Besuch, die Realität des Betriebes wirkt etwas enttäuschend auf die junge Dame, und ihre revolutionären Schöpfungen zur Verherrlichung des Proletariats bleiben diesem ebenso unverständlich wie ihre früheren futuristischen Spielereien; dafür gewinnt die snobistische Salonbolschewikin den Arbeiterprofessor zum Mann. Der Anschluß an das Proletariat ist vollzogen.

Die Trennung von ihrem Mann trifft die radikale Kommunistin ganz unkommunistisch schwer. Selbst der Zuspruch ihrer alten Freundin, die als Mitglied des Zentralkomitees der Partei mit dem ganzen Rüstzeug der bolschewikischen Doktrin der jungen Frau zu beweisen sucht, daß sie sich nicht ihren privaten Schmerzen hingeben dürfe, daß es doch „genug andere Männer für sie gäbe“ — hilft da nicht viel. Der private Schmerz trifft die Kommunistin auf ganz heimtückische, fast möchte man sagen bourgeoise Art; die Pflicht gegen das Kollektiv, die Pflicht zur Arbeit — schöne Theorie.

Da ist ihre kleine zehnjährige Tochter schon aus ganz anderem Holz. Die elterliche Ehetragedie regt Natascha nicht übermäßig auf, aber die Katastrophe für das Kind bricht heran, als die Kleine zufällig entdeckt, daß der geliebte Vater gar kein Proletariersprößling ist, daß er sich unter angenommenem Namen in die Partei hineingeschwindelt hat und in Wahrheit der Sohn einer alten Generalin, ein einstiger „Weißer“ ist. Daß der Vater „die Arbeiterklasse belogen“, die Partei hinter Licht geführt hat, das stempelt ihn in den Augen seines Kindes zum Verbrecher. Verfemung, die Verachtung der Frau, der Haß der Tochter — da bleibt dem Pseudoproletarier, dem jetzt auch die zweite Frau den Rücken kehrt, nur noch die Wodkaflasche als Trost.

Diese privaten Schicksale spielen sich ab auf dem Hintergrund heftiger politischer Kämpfe und Intriguen um die Entwicklung und den Aufbau des Borodinschen Instituts. Der alte Gelehrte verfißt die Theorie, daß alle Lebewesen von drei Haupttrieben gelenkt werden, deren we-

sentlichster die Angst ist. Und in dem Sowjetregime sieht er nur die schrankenlose Herrschaft eines Systems, das durch Verbreitung von Angst die Menschen beherrschen will. Die bewußten Gegenrevolutionäre unter seinen Kollegen nützen die antisowjetistische Einstellung Borodins für ihre Zwecke aus, verwickeln ihn in eine Verschwörung, das Komplott wird durch die Wachsamkeit des früheren Schwiegersohns und der mit ihm verbündeten Kommunistin aufgedeckt, die Drahtzieher verhaftet, der alte Professor aber freigelassen. Er ist nur Opfer seiner politischen Unkenntnis, die kleine Natascha wird ihn schon zum richtigen Bolschewiken erziehen. Bei dem Professor Bobrow ist ihr das bereits gelungen, zum Kommunisten gereift, heiratet er jetzt Nataschas Mutter.

Nach all den Dramen der letzten Jahre, in denen man immer nur die Masse als Akteur auf der Bühne sah, sind hier zum erstenmal richtige Menschen gestaltet, Privatschicksale, die wohl in Beziehung zum sozialen Leben und den allgemeinen Problemen des Tages gesetzt werden, die aber vor allem als Erlebnisse eigenwilliger Persönlichkeiten interessieren.

Daß in diesem Drama nicht mehr die primitiven Fragen des „Kriegskommunismus“ abgewandelt werden, sondern das viel allgemeinere und doch viel tiefere Problem von der Stellung der Persönlichkeit, des Geistigen zum Kollektivum, und daß dieses Problem nicht agitatorisch „gelöst“, sondern in all seinen Nuancen und Schattierungen beleuchtet wird, das ist der Erfolg.

Es ist kein Zufall, daß die Entdeckung des Individuums bei Stanislawski erfolgt. Seine Stellung ist heute umstrittener als je. Meyerholds Theater ist „wegen Renovierung geschlossen“, aber man kann nicht verhehlen, daß diese vorübergehende Ausschaltung des großen Experimentators auch nicht zufällig ist. Die Massen haben genug von den Massenspielen, von der reinen Agitation. Und das „Große Theater“ präsentiert Ballett und Oper in der Inszenierung und dem klassischen Stil der Vorkriegszeit. Die radikalsten Kommunisten sind davon begeistert.

L. L.

100 Meter Glück

Von Marcellus Schiffer †

Aus der kommenden Operette von Mischa Spoliansky, Buch nach einer Skizze von Geza Herczeg, von Marcellus Schiffer und Robert Klein.

1.

*Schon seit langen Zeiten
folg ich deinem Schritte!
Schon seit Ewigkeiten
hab ich eine Bitte . . .
bitte, bitte:
Schenk mir deine Liebe,
schenke mir die Welt,
denn grad deine Liebe
ist das, was mir an dir gefällt!
Und
hab ich deine Liebe,
will ich wunschlos sein!
Schenk mir deine große Liebe . . .
wär sie noch so klein!*

2.

*Mir fehlt deine Nähe,
daß ich bald erkrankte.
Stets, wenn ich dich sehe,
kommt mir der Gedanke . . .
danke, danke:
Schenk mir deine Liebe,
schenke mir die Welt!
Denn grad deine Liebe
ist das, was mir an dir gefällt!
Und
hab ich deine Liebe,
welches große Los!
Schenk mir deine kleine Liebe,
wär sie noch so groß.*

Der Gegenbesuch. Franz Molnar empfängt in Budapest den Besuch seines Agenten Miller und bewirbt ihn drei Tage lang mit ungarischer Gastfreundlichkeit. Bei der Abreise sagt Miller: „Besuchen Sie mich doch auch einmal!“ — Vier Jahre später fährt Molnar zum erstenmal nach New York. Es ist eine stürmische Ueberfahrt. Schwankend betritt Molnar amerikanischen Boden, wo Miller, freundlich lächelnd, seiner harret. Molnar geht bekümmert auf ihn zu: „Etwas weit wohnen Sie, lieber Miller!“

KULINARIA

Peltzer

Telefon: A2 Flora 1017, 1705

Johnny's Night Club

KALCKREUTHSTRASSE 4

CASCADE

W, RANKESTRASSE 30

„Das Abendrestaurant“
Die Küche für den Gourmet

Souper M 3.50

Telefon: Bavaria B4 0145 u. 1945

Max Schlichter

LUTHERSTRASSE 33

Hier
ißt der Feinschmecker

Bei der Göttin der
Gemütlichkeit, der

Maenz

AUGSBURGER STR. 36

ißt die Künstlerschaft und
der Feinschmecker Berlins

RIO-RITA

TAUENTZIENSTR. 12

DIE TANZ-BAR

4 $\frac{1}{2}$ Uhr Tanztee
Abd. Beg. 9 Uhr

FEMINA

NÜRNBERGER STR. 50

Die besten Tanzorchester
Berlins

Originellste Unterhaltung
4 $\frac{30$ Uhr Tanz-Tee

Tischtelefone • Saalrohrpost

PALM BEACH

Alhambra-Hotel
Kurfürstendamm 68

Der Dachgarten Berlins
Die internationale Küche

Soeben erschienen



LUIS TRENKER

Kameraden der Berge

15. Tausend · Mit 51 Kupfertiefdrucken · Umschlag-
zeichnung von S. Sebba
Kartonierte RM 4.80 · Leinenband RM 5.80

Deutsche Allgemeine Zeitung, Berlin
„Ein Dasein erfüllt mit Erlebnissen und aufgebaut
auf dem höchst gesunden Fundament einer deutschen
bäuerlichen Herkunft und auf der Kameradschaft
der Berge. Eine der liebenswürdigsten und leben-
digsten Aufzeichnungen, die man jedem in die Hand
drücken möchte, dem die übliche Belletristik keine
ausreichende Unterhaltungslektüre bedeutet. Wer die
Bergfilme liebt, der wird hier manches Interessante
über ihre Entstehung erfahren; wer in den Bergen
klettert, der trifft auf eine Fundgrube alpiner
Leistungen und Wagnisse und heiterer Begeben-
heiten der Hochtouristik.“

GEORGE MILBURN

Die Stadt Oklahoma

1.-4. Tausend · Deutsch von Hermynia Zur Mühlen
Umschlagzeichnung von George Grosz
Kartonierte RM 4.— · Leinenband RM 4.80

Dies Buch ist das Dekameron der amerikanischen
Kleinstadt. Wir schauen hinter die Kulissen der
offiziellen U. S. A. und stellen fest, daß keine Pro-
hibition und kein Puritanismus imstande sind, dem
Menschen die Freude an Wein und Weib zu nehmen.
Gleich den pittoresken Engeln und Teufeln des
Mittelalters ringen Sektenfrömmigkeit und Sinnen-
lust, Mildtätigkeit und Geldgier, Nächstenliebe und
Nächstenhaß um die Kleinbürgerseelen. Es wird derb
geküßt und gelyncht, verführt und bekehrt, tüchtig
verdient und tüchtig gestohlen. Milburns Form der
Kurzgeschichte ist Ballade und Legende des All-
tags, ist Sittengeschichte in Moritaten, und wie in
seiner „Stadt Oklahoma“ mag es in tausend und
abertausend amerikanischen Kleinstädten zugehen.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

ROWOHLT VERLAG BERLIN W 50

676

Dortmunder Wörterbuch

Anschnarchen anschnauzen
Bürokub Konservenmilch
Bullenkloster Ledigenheim
Buxen Hosen
Backhausabend Rendezvous
Bankrottsmühle Kaffeemühle
Breddemiege Mädchen
Bock Pferd
Bogenspucker Aufschneider
Bergmannskub Ziege
Blauer Zwirn Schnaps
Dividendenjauche Bier
Dubbel Butterbrot
Esse Zylinderhut
Flüssiges Brot Bier
Fratzenschinder Friseur
Fabne Vorhammer
Fabne Alkoholdunst aus dem Munde
eines Angeheiterten
Flaume Fußball
Futterluke Mund
Furknüppel Finger
Grasmiege Mädchen
Gipsverband Stehkragen
Horchlöffel Ohren
Heischiwupp Unzuverlässiger
Hausacker Arbeit im Haushalt
Hasenbutter Das nicht gegessene Früh-
stücksbrot, das der Vater seinen
Kindern von der Arbeit mitbringt.
Hummel Fahrrad
Hümmelchen Kleines Küchenmesser
Hanf Brot
Harkenpinn Zigarre
Heringsbändiger Kaufmann
Kahn Gefängnis
Kitt Geld
Kummet Kragen
Knüffken Kleiner Dicker
Kohlwurm Bergmann
Knudeldreier Bäcker
Kuolape Bergmann
Kopptrampler Totengräber
Knochenmühle Fabrik
Klaukasten Klavier
Kapuzinerfrühstück Kautabak
Knust Brot
Knochenkamp Friedhof
Lauschepper Nassauer
Latte Schulden

Laumann Unzuverlässiger
LötKolben Nase
Löten Bier trinken
Mickenschreiber Schreiber
Mauken Muskeln
Maloche Arbeit
Muckefuck Kaffee mit Gerste
Malerfrühstück Zigarette
Negerschweiß Tee
Pottkieker Neugieriger
Pannas-Schuster Brikett-Arbeiter
Quaksack Frosch
Rachenkratzer Billiger Schnaps
Rotzkocher Kurze Pfeife
Räucherzimmer Krematorium
Schnörgel Junger Bursche
Schnüffel Junger Bursche
Spazierlangsam Läuse
Schnutenhobel Mundharmonika
Stinkkutsche Auto
Spekuliereisen Brille
Speckkiste Sarg
Speckkammer Totenhalle
Speckdeckel Mütze
Sargnägel Zigaretten
Stäbchen Zigarette
Spitzbohnen Malzkaffee
Spinnewipp Dünner Mensch
Schickerbolz Trinker
Schott Kirmeß
Steine plumpen Steine durch Zuwerfen
 auf einen Bau befördern
Strichmalocher Bettler
Sargdeckel Fallender Stein im Gruben-
 betrieb
Stripper Wirtshausgeiger
Stift Kautabak
Spannagel Unzuverlässiger
Schlackerbatz Mensch mit schlechtem
 Gang
Schabau Schnaps
Schiene Schutzmann
Spitzenkleid Kellnerfrack
Totenhemd Bergmannshemd
Wibbelfurt Unruhiger Kerl
Warm abbrechen Abbrennen
Wühler, Wühlbalg Ein auf unbeliebte
 Art Fleißiger
Wadenkitzler Gehrock
Wimmelquirke Stock
Zigarettenwinde Kleines Kabel

Soeben erschienen



PETER MARTIN LAMPEL
Packt an! Kameraden!

Erkundungsfahrten in die Arbeitslager

1.-5. Tausend · Kartoniert RM 4.50

Magdeburgische Zeitung

„Ein Buch nach Thema und Schilderung, wie es aktueller nicht gedacht werden könnte. Eine Reportage aus den Arbeitslagern des freiwilligen Arbeitsdienstes. Das, was in spaltenlangen Aufsätzen, Reden und Sitzungsberichten über den freiwilligen Arbeitsdienst nicht gesagt wird und nirgends zu finden ist, der aus unmittelbarer Fühlungnahme gewonnene Eindruck, wird hier in scharfen, prägnanten Sätzen geschildert, wertvollstes Material wird beiläufig zusammengetragen, und die Gefahr, ins Uferlose der Problembetrachtung zu geraten, wird durch das Sachliche, das mitgeteilt werden muß, immer wieder glücklich ausgeschaltet.“

ARTHUR ROSENBERG

**Geschichte
 des Bolschewismus**

Von Marx bis zur Gegenwart

1.-5. Tsd. · Kartoniert RM 4.80 · Leinenband RM 5.80

National Zeitung, Basel

„Hier hat man endlich eine Geschichte des Bolschewismus von äußerster Gedrängtheit und höchster Selbständigkeit des Denkens. Die Wendungen innerhalb der russischen sozialistischen Bewegung, die Gründe, welche eine kleine Sekte schicksalhaft vortrieben, das Programmatische, die Kühnheiten wie die Geschmeidigkeiten Lenins: all dies ist mit vollkommener Klarheit herausgearbeitet, kein Wort ist überflüssig. Wer aus tendenziösen Worten zur Wirklichkeit sich durcharbeiten will, der wird mit Dankbarkeit und Gewinn dies leidenschaftslose Werk über einen so leidenschaftlichen Gegenstand lesen.“

Ludwig Bauer

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

ROWOHLT VERLAG BERLIN W 50

Dortmund für Eingeweihte

Dortmund hat einen Hauptbahnhof, einen Südbahnhof und einen *Zentralbahnhof*. Der Zentralbahnhof ist jedoch kein Bahnhof, er heißt nur so. Er liegt an der Ecke Hohe und Ardeystraße und hat seinen Namen von den Straßenbahnern und Fahrgästen bekommen, die hier meist die Linie 3 verlassen. Frag einer sie warum. Er heißt nun einmal so. Leichter zu verstehen ist, daß die Gegend um den Borsigplatz (sprich *Borgesiusplatz*) herum *Klein-Polen* heißt und die Gegend, die um die Heiligegartenstraße herumliegt: *Klein-Jerusalem*. Klein-Jerusalem ist Monarchie und wird beherrscht vom *Pfandscheinkönig*, der den Unschlüssigen, die von Althändler zu Althändler laufen, um ihre Pfandscheine zu Geld zu machen, die Pfandscheine abnimmt, die kein Althändler haben will. Der Pfandscheinkönig verkauft die Scheine an den *schleichenden Willy*, den er dreimal am Tage ausschimpft, weil er mehr verdient als er. Aber sie leben beide ganz gut, wenn sie nicht grade im Kasten sitzen, der in Dortmund *Kiste* heißt. Am Ende (man kann auch sagen: am Anfang) der Heiligengartenstraße liegt die *Krim*. Von ihr singen die Kinder:

In der Krim, in der Krim,
da ist es schlimm.
Wo die Flöhe Schlittschuh laufen,
und die Ratten 's Geld versaufen,
wo die Mäuse exerzieren
und die Katzen 's Fell verlieren.
In der Krim, in der Krim,
da ist es schlimm.

Die Krim hat ihren Namen zur Zeit des Krimkrieges bekommen, hat also mit der Schmiere, die in Dortmund ebenfalls *Krim* genannt wird, nichts zu tun. Ein anderes Viertel, das zur Zeit des Russisch-Japanischen Krieges erbaut wurde, heißt *Port Artur*.

Als *Insel Pipi* ist der nach der Bornstraße zu gelegene Teil der Brunnen-

straße, der früher häufig überschwemmt war, bekannt. Die *Kasematten* liegen an der Kirchenstraße. Von hier ist es nicht weit nach *Klein-Holland*, das sich zwischen Schützenstraße und Hafengelände hinzieht. Neben dem Hafen liegt der als *Nachtjacketenviertel* bekanntere Sunderweg, dessen Front von der *Knochenmühle* besetzt ist. Am andern Ende der Knochenmühle (Vereinigte Stahlwerke) liegt der *Wilde Westen*.

Bekannter als all diese Viertel ist die *Drehscheibe*, welchen Namen der Steinplatz nach der Drehscheibe trägt, die früher da, wo heute die Hauptpost sich erhebt, lag. Hier war das Standquartier des heute noch allen Dortmundern bekannten *Schlummerkies*, des Königs der Dortmunder Eckensteher.

Das 1905 vom Verschönerungsverein gestiftete Eisengießerdenkmal am Steinplatz trägt den Namen: *Aalhannes*, nach dem *Aalschepper*, den die Figur des Denkmals in den Händen hält und der eigentlich ein Gießlöffel sein soll. Gegenüber dem Aalhannes liegt das *Schmuckkästchen*, auch *scharfes Eck* genannt. Da, wo heute Willy Herzog und vor ihm Gustl Schrey das Zepter schwang, regierte früher Otto Haselhoff, der *König vom Steinplatz*, der, ehe er den Haselhoff'schen Bierpalast übernahm, im *Kanal* als Komiker auftrat. Kanal war der Name für den früheren Olympiatunnel, den heutigen Burgwallkeller. Von hier ist es nicht weit zum *Café Hemdhoch*, auch *Café Bückdich* genannt. Besser beleumdet ist das *Strandcafé* (Café der Gestrandeten) und das von vornehmeren Reisenden aufgesuchte *Café Hängeboden* im Fürstenhof. Bekannter noch als der Fürstenhof ist in Dortmund der *Lübecker Hof*, der seine Gäste im eigenen Auto abholt. Das Auto heißt *grüne Minna* und steht auch solchen Gästen, die nach Münster oder Werl

(Zuchthäuser) reisen, zur kostenlosen Verfügung.

Um noch einmal zu den Gaststätten der Stadt zurückzukehren, sei mitgeteilt, daß das Café Grafenhof *der Hauptbahnhof* heißt, also schon zu Anfang dieser Betrachtung hätte genannt werden müssen. Die im gleichen Hause liegende Bar heißt *Herzjesubar*, das Café Finis am Westenhellweg dagegen ist als *Café Ehebruch* bekannt. Eine Reihe kleiner Etablissements, die heute aus dem Stadtbild verschwunden sind, trug früher den schmucklosen Namen *Café Wellblech*. An ihre Stelle sind heute moderne *Untergrundbahnhöfe* getreten.

Kehren wir zur Drehscheibe zurück, so kommen wir, wenn wir der Steinstraße folgen, sehr bald an jene Stelle, wo früher das *Brandenburger Tor* sich erhob, das vor einigen Jahren mit dem Kasernierungszwang der Prostituierten gefallen ist.

Hinter der Linienstraße liegt der auch als *Ziegenplatz* bekannte *Veröhnungsplatz*, der im Stadtplan Viehmarkt heißt. Hier tagen, nicht weit vom Eingang des *Apachenkellers*, die *Brennaboren*, deren Hoheitszeichen die von ihnen *Schawele* genannte und mit reinem Brennspiritus gefüllte Schnapsflasche ist.

Auch in astronomischer Hinsicht ist Dortmund ein Kuriosum, denn in

Dortmund geht nicht wie anderswo im Osten, sondern *im Norden* die Sonne auf. Jedenfalls behaupten die Bürger der Stadt das, und mancher von ihnen, der die Wahrheit dieses Wortes rechtzeitig einsah und im Norden einen Laden aufmachte, hat sich *gesund gestoßen*. Heute freilich, wo der größte Teil der Bewohner des Nordens *bei Levermann* (Wohlfahrtsdezernent) *angestellt* ist, rollt auch im Norden das Geld nicht mehr. Selbst *Max und Moritz* (Besitzer der Fabrik Klönne) haben ihren Betrieb einschränken müssen, und auch um die *Jubiläumsbude* wird es immer stiller. Desto lebhafter jedoch geht es auf dem Republikplatz zu, wo jeden Morgen der *Reichstag des Nordens* tagt, dessen Beschlüsse allerdings nicht hindern konnten, daß der *Böhmer Wald*, seit die Hoesch-Werke das Brügmanshölzchen in ihren Besitz brachten, für den Verkehr geschlossen wurde. Und daß man vom *Dortmunder Arbeiter-Bier* (DAB) nicht mehr sagen kann: *Der andere bezahlt, ist eine Tatsache*, die die Alten ebenso traurig stimmt, wie die Jungen es bedauern, daß sie nie dabei sein durften, wenn Samstags das *Pferd am Orpheum* herabgenommen wurde, damit es, wie andere Pferde auch, seine kleinen Bedürfnisse ungestört verrichten kann.

Erich Grisar

622 Seiten Ungekürzte Sonderausgabe in Leinen

»SINCLAIR LEWIS schönstes Buch!«
(Vossische Zeitung)

Sam Dodsworth

Roman · Deutsch von Franz Fein
Umschlagzeichnung von Fritz Heinsheimer
In jeder guten Buchhandlung vorrätig

ROWOHLT VERLAG BERLIN W 50

3⁷⁵

679

Bücher-Querschnitt

Ernst Glaeser: *Das Gut im Elsaß.* Roman. Verlag Gustav Kiepenheuer, Berlin.

Auf dem Gut im Elsaß passiert dreierlei: Der Jahrgang 1902, mit Autos und Pferden verschwenderisch ausgestattet, erlebt eine zärtlich melancholische Liebe — zweitens werden die Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland eingehend besprochen, mit der Hinwendung zu einem merkwürdig romantischen Kommunismus, der außer bei Glaeser nirgendwo zu finden ist — drittens erschießt sich, nachdem er auf allen Gebieten Bankrott gemacht hat und vom Jahrgang 1902 abgelöst worden ist, ein Angehöriger der Generation 1890, was wohl ein Wunschtraum des Jahrgangs 1902 ist. Als Angehöriger der Generation von 1890 möchte ich in aller Bescheidenheit, zu der heute Aeltersein verpflichtet, aber sehr bestimmt Ernst Glaeser und den Seinen mitteilen: Wir denken nicht daran, uns aus dem Weg zu räumen, wir sind da, wir sprechen mit, wir entscheiden mit! Uebrigens sind gar nicht wir die Gefahr für den Jahrgang 1902, sondern die Nachdrängenden, die um 1912 Geborenen. Diese Jungen werden sie überrennen. Sie rücken an: eine Sturmflut brauner Hemden. Sie werden froh sein, lieber Ernst Glaeser, uns als lebende Mitkämpfer vorzufinden. So ist Glaesers Zeitroman eigentlich neben der Zeit geschrieben: Glaeser hält noch bei 1928. Was an dem Roman auffällt, ist sein starker, farbiger Impressionismus. Atmosphäre, noch vor kurzem von den feinen Literaturköchen ein streng verpöntes Gewürz, ist auf einmal bei Glaeser reichlich zu finden. Sie ist es, die den Roman reizvoll und dicht macht. Ist das Jahrzehnt der grau in grau gestrichelten Skelettdichtung, die sich höchstens einen Song erlaubte, zu Ende? Kommt wieder die Farbe, der Duft, das Licht und das Leuchten, der im Raum stehende Körper, kurz eine sinnliche Kunst?

Oskar Maurus Fontana.

Joachim Maaß: *Der Widersacher.* S. Fischer Verlag, Berlin.

Auf zweierlei Weise ist das Ziel aller Romane, den Leser sich selbst zu entrücken und zugleich zur tiefen Besinnung kommen zu lassen, erreichbar. Entweder durch des Autors eigene stichhaltige Art, das Leben zu erleben und geistig zu bewältigen, die im Roman sichtbar wird, also durch das, was wir heute allein noch Form nennen könnten. Oder aber durch eine frappante Stofflichkeit, die der Autor an uns heranbringt. Der Dichter der *Bobème ohne Mimi* und des Romans *Der Widersacher* vereinigt in mancher Hinsicht beide Methoden. Es ist aber auch gar nicht weiter erstaunlich, daß die originelle Weise dieses jungen Dichters, das Leben zu betrachten, dann auch neue Lebensinhalte, einen neuen Stoffkreis in der Welt für sich vorfindet. Joachim Maaß hat die allergrößte Aehnlichkeit mit dem genialen, irischen Dichter Liam O'Flaherty. Beide sind weniger Dichter der vielberufenen neuen Sachlichkeit, als der alten hochpoetischen Schnoddrigkeit. Es ist die ruhmbedeckte, uns längst bekannte Schnoddrigkeit eines Villon, Burns, Liliencron, Verlaine, Walt Whitman, ja eines Shakespeare, eines jungen Goethe. Aber in der poetischen Schnoddrigkeit eines Maaß, eines O'Flaherty ist ein ganz neues Element da: der proletarische Zynismus. Ein solcher Zynismus durchtränkt das ganze Werk, das dadurch seinen besonderen Duft erhält. Auch das anscheinend Nebensächliche wird durch die kunstreiche Gleichgültigkeit, mit der es gesagt ist, poetisch. Maaß schildert eine ganz jugendliche, schwangere Prostituierte, deren Traum eine Küche in weißem Schleiflack ist und ein paar nette Kleidchen. „Anna maulte hinaus und murmelte: ‚Ich möchte Erdbeeren‘. ‚Aber ist es nicht etwas früh für Erdbeeren?‘ Sie lachte unfroh auf. ‚Naja!‘ fuhr er auf, beruhigte sich aber gleich. ‚Ich kann sie nicht wachsen lassen.‘ Sie stieß sich böse mit der kleinen Faust gegen den Bauch. ‚Das kannst du‘, sagte sie ordinär und guckte ihn nicht an.“ Ein großartiger Zynismus schwingt aber erst in den Szenen, in welchen nur Männer auftreten! Heute, in der Zeit sich vorbereitender proletarischer Evolutionen und Revolutionen, verändert sich auch die Reaktionsweise der menschlichen Seele. Nicht nur die Massenseele hat sich verändert, sondern auch die des einzelnen. Das geht bis in die zartesten physiognomischen Züge der Sexualität. Und die Seismographen dieses großen moralischen Bebens sind eher Schriftsteller wie Maaß oder O'Flaherty und Joyce, als die Männer der Doktrin nach der Art eines Upton Sinclair.

Karl Lohs.

Der Querschnittleser kennt

WILLIAM C. WHITE

den amerikanischen Reporter, der wie kein zweiter lebendige Bilder aus dem neuen Rußland zu geben versteht. Soeben erschien sein umfangreiches Werk

„SO LEBT DER RUSSE“

Menschen und Schicksale aus dem Sowjet-Reich. Aus dem Amerikanischen übertragen von H. Freiherr v. Hoyningen-Huene. 384 Seiten. Preis gebunden RM 6.50, stark kartoniert RM 5.20.

Die ersten Urteile:

White gibt in seinen ebenso glänzend gesehenen wie vorzüglich dargestellten Schicksalsbildern aus russischen Aufenthalten ein sehr eindringliches Bild des Alltages im Sowjetstaat. Es enthält novellistische Episoden, in deren Mitte immer Armut und Entbehrung stehen, aber auch Vertrauen und neuer Glaube. Dem Verfasser geht es nicht um Politik, aber er ist ergriffen von diesem Schicksal, diesem Volk und dieser neuen Welt.

Rud. Kayser in „Die Neue Rundschau“

Niemals ist ein Bericht klarer und ungeschminkter über das schwergeprüfte Rußland erschienen. W. C. White ergreift keine Partei, sondern läßt Sowjet-Rußland seine Geschichte selbst erzählen.

London Sunday Times

Eine Lust, dies Buch zu lesen. Man erhält einen klaren Einblick, wie die Revolution auf Menschen wirkte. Hervorragend gut erzählt und sachlich zuverlässig.

The Times (Literarische Beilage)

GILDE-VERLAG KÖLN

681

Hans Fallada: *Kleiner Mann — was nun?* Verlag Ernst Rowohlt, Berlin.

Endlich einmal ein Buch, das alle angeht! Warum? Weil es die Geschichte eines kleinen Angestellten ist, und weil gegenwärtig 80 Prozent aller Arbeitenden Angestellte sind? Weil es die Geschichte einer Ehe ist, einer sehr simplen, alltäglichen Ehe, mit Kind, mit Sorge und Not, wie das jetzt eben so ist? — Nein, die Geschichten, die alle Tage passieren, und die wir selbst erleben können oder in der Nachbarschaft beobachten, die gehen uns nur selten etwas an. Aber hier ist mit seltener Stärke, mit der Stärke eines Herzens und mit der Einfachheit, die nicht simpel dahinredet, sondern aus dem Kompliziertesten schon wieder erworben ist, das wirkliche Leben an einem beliebigen Orte erfaßt und dargestellt. Hekuba oder Pinneberg, Kommiss im Konfektionshaus, Buchhalter bei Emil Kleinholz, Düngemittel und Landesprodukte in Ducherow — einer von Tausenden entlassener Arbeitsloser in Berlin — Hekuba oder Pinneberg sind uns, was ein Dichter an ihnen begriffen hat. Wir kennen uns selbst meist nicht besonders gut, oder zum Ueberdruß, wir haben von benachbartem Leben so einen Schein, ein bißchen richtig und ein bißchen falsch und meist gleichgültig. Aber Pinneberg und sein Lämmchen, seine tüchtige Mama und die Kollegen und besonders der Sohn Murkel, der noch gar nichts tut, sondern nur existiert — von diesen Leuten wissen wir jetzt. Sie stehen in einer Zeit, die wie unsere ist und gar nicht schön. Die Erscheinungen dieser Zeit, die ewigen Beängstigungen zwischen Vorgesetzten, Konkurrenten, Aemtern und Uebelständen werden nicht einmal kritisiert — sie werden nur aufgezeigt. Aber wenn es das stärkste Lob für ein Buch sein sollte, daß man die Ueberzeugung hat: So ist! so ist dieses Buch über alles zu loben. Mehr, es wird geliebt werden. G. F.

Ilf und Petrow: *Ein Millionär in Sowjetrußland.* Verlag Paul Zsolnay, Berlin-Wien.

In diesem humoristischen Hochstaplerroman — Donquichote in der Kollektivwelt — wird die obligate Sowjetagitation ausschließlich durch Selbstironie und Spott bestritten. Ein höchst raffiniertes Buch also, oder, was dasselbe ist, der einfachste Weg, den Leser zu überzeugen: das Eingeständnis ihrer Schwächen. Solcher Art entwaffnet, lernt man zwischen den Fugen des Systems den Geist der neuen Ordnung kennen, der schon so sehr Objekt und Landschaft durchdrungen hat, daß der Mensch auf die alltäglichen Reize verändert zu reagieren beginnt. So erwacht auch im Helden dieser Geschichte, dem großzügigen Schelm in den kleinen Dingen des Lebens, allmählich die Ameise: er zeigt das Streben, immer mehr Komplizen in seine Betrügereien einzubeziehen (so weit ist schon der Mensch in der U.S.S.R. umgebaut). Am Ende des Buches ist aus einem Schwindelunternehmen, das der Sowjet-Donquichote aufgebaut hat, um unrechtmäßig zu seiner Million zu gelangen, ein regelrechtes Kollektiv geworden, ein Sowjetbetrieb wie alle anderen. Jeder Schelm ist Revolutionär; dieser aber ist bloß ein verspäteter Nachläufer der Revolution. Die Autoren, vorurteilslos wie nur echte Humoristen sein können, riskieren das Fazit aus dem Buch: daß die Sowjetunion also ein Paradies der Schelme sein kann. Wenn Gott will, schießt er auch mit einem Besen (altes russisches Sprichwort). W. S.

Will Durant: *Große Denker.* Deutsche Ausgabe, bearbeitet und übersetzt von Dr. A.

Hecht, mit einer Einleitung von Prof. Hans Driesch. Verlag Orell Füssli, Zürich. Philosophie ist eine geistige „pièce de résistance“, zumeist sogar eine recht schwere. L'appétit vient en mangeant; um Mut und Lust zu einem schweren Gericht zu kriegen, muß man zunächst eine leichte Vorspeise genießen. Ein ganz vorzügliches philosophisches hors d'oeuvre bietet Will Durant in seinem Buche „Große Denker“. Wie Novellen lesen sich die Aufsätze über Leben und Lehren der bedeutendsten Denker von Plato und Aristoteles bis zu den Modernen: Bergson, Croce, Russel, Santajana usw. Und doch kann uns kein Lehrbuch eine bessere Uebersicht über die Geschichte der Philosophie und keine bessere Einführung in die Probleme der Metaphysik und der Erkenntnislehre geben. „What is the use of a book without picture“, beginnt Lewis Carroll sein „Alice in wonderland“. Will Durant und seine Verleger scheinen derselben Meinung zu sein und haben die deutsche, wie schon die englische Ausgabe mit einer Reihe interessanter Bilder ausgestattet. Dr. von Wattenwyl.

Friedrich H. Hofmann: *Das Porzellan der Europäischen Manufakturen im 18. Jahrhundert.* Propyläen-Verlag, Berlin.

Ein Buch voller schöner, vertrauter Bilder. Weit über 500 teils farbige, glänzend reproduzierte Abbildungen rücken die prickelnde, witzige, farben- und sinnenfreudige Welt des ancien régime vor unsere vornehmlich auf das Praktische moderner Sachlichkeit gerichteten Augen. Da sind die reizenden Chinoiserien des Meißener Malers *Höroldt*, da sind *Kaendlers* barockkräftige, in unerschöpflicher Fülle quellende Gruppen. Da ist *Bustellis* einzige Eleganz und rhythmische Ueberlegenheit, da sind *Melchior's* flatternde Gewandungen von subtilster und weichster Modellierung — und dann alle die andern: *Meyer*, *Eberlein*, *Kirchner*, *Acier*, *Grassi* usw. usw. Was ist diesen Kleinmeistern alles eingefallen! Wie weit ist der Bogen ihrer Motive gespannt! — Jagden, Tanz, Ballett, Schauspiel, Mythologien, Maskeraden, Volkstypen, Schäferszenen, Soldaten, liebenswürdige Cochonnerien, religiöse Vorgänge, feierlichstes Pathos und banalster Alltag — vom Reiterdenkmal bis zum Pfeifenkopf. Charakteristisch, wie unbefangen und sorglos sie mitunter Motive und Formideen aus Kupferstichen und Bildern entlehnen. Sie konnten das unbesorgt tun, denn die strotzende Fülle ihrer Produktion läßt keinen Verständigen auf die Idee kommen, daß sie es aus Aermlichkeit taten. Von Kaendler allein existieren 900 — *neunhundert* — von ihm oder unter seiner Oberleitung hergestellte Modelle. Ein phantastischer Reichtum, nur denkbar in einer Zeit festgefügtter künstlerischer Grundanschauungen, einer Zeit, die in ihrer Formensprache ein Instrument hatte, auf dem sie sorglos drauflos spielen konnte — und mit welcher Virtuosität spielte sie! Diese überquellende künstlerische Potenz läßt bei einsetzendem Klassizismus mit rechtem Winkel, Tugend und „edler Einfalt“ nach, aber wie lebendig, handwerklich vollkommen und formal sublim sind noch beispielsweise die Bisquitreliefs der Spätzeit. Höchst amüsan zu lesen, wie die Arkanisten (die Leute, die das Arkanum, das Geheimnis der Porzellanherstellung hatten oder zu haben vorgaben), an den Fürstenhöfen ihre Scharlatanerien trieben, verblüffend, mit welcher Leidenschaft, mit welcher Wut Potentaten und Potentätchen sich auf die Erfindung stürzten, eine *Porcelain-Fabrique* haben mußten als *Attribut des Glanzes und der Würde* sowohl, als auch um den schlaff gewordenen Geldbeutel wieder anschwellen zu lassen. Sehr amüsierlich, wie berichtet wird, daß die Porzelliner (die Porzellankünstler) sich häufig in späteren Lebensjahren dem stillen Suff ergaben, was verständlich ist, weil es wohl selten eine Arbeit gibt, die wie die Porzellankunst eine solche Chinesengeduld und das Sitzfleisch einer Stickerin bei größter künstlerischer Angespanntheit und Aufmerksamkeit erfordert. Auch ist es im allgemeinen ein undankbares Geschäft, ein großer Meister in kleinen Formaten zu sein. Wenn Hofmann in seinem Buche nun *Tschirnhaus* als den eigentlichen oder wenigstens neben *Böttger* als Miterfinder des europäischen Porzellans wissen will, so möchte ich in dieser Beziehung mit meinem Urteil zurückhalten. Doch dem sei wie es wolle, für jeden, der ein Verhältnis zur Porzellankunst hat, muß die Lektüre dieses Buches und das Studium seines reichhaltigen und ganz hervorragenden Bildermaterials eine Belehrung und Freude sein.

Paul Scheurich..

Wer aus seiner nervösen Unsicherheit und Lebensangst Befreiung sucht, kann nichts besseres tun, als mit unbefangenen Vertrauen zu seinem eigenen Wahrheitsempfinden die Ratschläge befolgen, die in den Büchern von Bô Yin Râ gegeben sind. Das umfassendste Werk ist sein letztes „Der Weg meiner Schüler“. Es kann durch jede gute Buchhandlung bezogen werden. Ladenpreis RM 6.—. Kober'sche Verlagsbuchhandlung (gegründet 1816) Basel-Leipzig.

Rudolf Olden: *Das Wunderbare oder Die Verzauberten — Propheten in deutscher Krise.* Rowohlt-Verlag, Berlin.

Vom „göttlichen Meister Weißenberg“ und seinem Milieu, vom Strahlendoktor Zeileis in Gallspach, vom „Raumkraftefinder Schapeller“ erfahren wir, der Goldmacher mit dem klingenden Namen „Tausend“ zieht an uns vorüber, die köstliche Angelegenheit der „Hartwig-Quelle“, die nichts anderes war als Berliner Leitungswasser, ersteht wieder vor uns, und manche schöpfen vielleicht neue Erkenntnis und Anregung aus der Darstellung „Karezza, die Prophetie der unvollendeten Liebe“. Und manches andere, was die letzten Jahrzehnte in ihrer sehnächtigen Unruhe und in ihrer buntfarbigen Vielgestaltigkeit hervorgebracht haben, wandelt an uns vorbei. Ungläubige und Bekehrte berichten, schildern und kritisieren. Meisterhaft die Einleitung des Herausgebers Olden, ausgehend vom „Wunder“ der Liebe, stilistisch vollendet auch seine erläuternden Worte zu jedem einzelnen Abschnitt. Am eindrucksvollsten vielleicht die Schilderung des vom Wundermädchen in Konnersreuth Bekehrten; von dem Berichte über eine Bewegung wie die der Christian Science — sie ist die schwächste in der Sammlung — hätte man allerdings mehr erwartet als überlegen scheinende Ironie. Das Buch ist prachtvolles Zeugnis eines hochentwickelten Journalismus, der, was Darstellung und Stil angeht, zu einer künstlerischen Form gesteigert ist. Die Berichte wenden sich vielleicht, ohne es zu wollen, gegen einen überheblichen, wissenschaftlichen Dünkel und belehren uns wieder einmal darüber, daß uns ständig Wunder umgeben, die uns allerdings so alltäglich geworden sind, daß wir sie als solche kaum mehr erkennen. Es heißt unterscheiden zwischen wahren und falschen Propheten!

Rafael Schermann.

Edouard Dolléans: *Le Col d'Organdi.* Edition Philippe Ortiz, Paris.

Jean de Pierrefeu, der einst an den Lenkern der Marneschlacht bewies, daß Plutarch hätte lügen müssen, nennt dieses Buch über Frauen, das ein Weltmann und Weltwirtschaftspionier in seinen Mußestunden erlebt und geschrieben hat, eine eminent französische Sportübung; Pierrefeu hat wieder einmal recht. Den Geist der sogenannten Entdeckungsfahrten in die Frauenseele, wie sie in diesen elf eleganten Skizzen, Dialogen, Novellen unternommen werden, den gibt es heute außerhalb Frankreichs wirklich nirgends in der Welt. Hierzulande etwa will man es entweder so genau gar nicht wissen oder aber schon ganz genau. Gesellschaft, und zwar eine immer rarer werdende gute Gesellschaft, ist Voraussetzung für die artig-kapriziöse Schilderungen von Dolléans auch dort, wo ihre leichte und ein wenig unverbindlich schwebende Sphäre verlassen wird. Es ist jene Gesellschaft, in der die Talleyrand-Anekdote, die das Vorwort Hebrard in den Mund legt, auch heute noch möglich ist, die berühmte Geschichte von dem Gast ohne traditionelle Lebensart, der einst an festlich-heiterer Tafel ein Gläschen hundertjährigen Kognaks hastig herunterstürzte und damit den Unmut des Gastgebers erregte. „Ja, was macht man denn sonst mit einem Gläschen Kognak?“ fragte der verdutzte Böote. „Man spricht über ihn, mein Herr!“ Edouard Dolléans spricht über Frauen verschiedener Sorten, Güten und Jahrgänge ausführlich, kennerisch und liebevoll wie einer, der einen Kognakkelch gegen das Licht hält, um die Farbe zu bewundern, an die Nase führt, um den Duft einzusatmen und dabei, immer sprechend, den erlesenen Inhalt erwärmt, der nur so sein ganzes Aroma hergibt. War dies letzte der Zweck der Uebung? Es ist noch nicht einmal gesagt, daß er auch wirklich trinken wird. Das Sprechen konnte Selbstzweck sein. Dolléans spricht wie ein Mann, den seine Kennerschaft nuancenfreudig gemacht hat, wissend und begeisterungsfähig zugleich. Er kennt Frauen und Frauenkenner: Man glaubt bald Morands, bald Colettes, bald, bei Gott, des alten Bourget Schatten über die Seiten huschen zu sehen, die vom Reizend-Gewagten ins Reizend-Altmodische schillern können. Mädchen, Frauen, um die sich ältere und jüngere Männer bewegen und in denen sie sich spiegeln aus Sehnsucht, Neugier und Eitelkeit, fast immer in einer leichten, mit leichter Spannung geladenen Atmosphäre: das wird hier gezeichnet mit leichter Hand und beplaudert mit leichter Zunge, wobei mancher geschliffene Aphorismus, manche glückliche Formel einer leichten, leicht melancholischen Lebensweisheit gelingt. Reden vor dem Kognakkelch ist eine freundliche Sitte. M. B.

Bernard von Brentano: *Der Beginn der Barbarei in Deutschland.* Verlag Rowohlt.

Dieses neue Buch hat nicht wie die ersten Schriften Brentanos Neuerscheinungen der Literatur zum Gegenstand der kritischen Analyse. Brentano hat diesmal zum Ziel die Analyse der Gegenwartssituation Deutschlands überhaupt. Es ist keine kulturhistorische Untersuchung, sondern eine wirtschaftspolitische. Nicht die Ideologien als solche werden zur Verantwortung gezogen; vielmehr werden sie zurückgeführt auf ihre Basis, d. h. auf die reale, die materialistische Existenzgrundlage des gesellschaftlichen Menschen. Es geht hier nicht um die schönen Künste, um den Geist, um das Recht, um die Humanität, sondern es geht um Löhne und Gehälter, um die materielle Verelendung, die die Voraussetzung für die Preisgabe all jener Ideologien ist, deren Inanspruchnahme ein Volk nach der geläufigen Terminologie aus dem Zustand der Barbarei in den Zustand der Kulturnation erhebt. Hier wird der rückläufige Prozeß gezeigt, wie ein Land, das sich seine Ideologien materiell nicht mehr leisten kann, aus dem *Kulturzustand* in die Barbarei zurücksinkt. Brentano stellt Zustände dar. Die Darstellung der Zustände von heute ist zugleich ihre Kritik. Dazu bedarf es keiner anklagenden Kommentare. Die materielle Proletarisierung der Intellektuellen entspricht genau ihrem geistigen Elend, und die Löhne der Arbeiter, die Unterstützungssätze der Arbeitslosen sind zum Gradmesser der Anarchie des gesellschaftlichen Lebens geworden. Es ist eine organisierte Anarchie. Die Organisation wird als Ordnung ausgegeben und als Ordnung verteidigt, d. h. es ist die Unordnung, welche verteidigt wird, um der *Ruhe und Ordnung* willen. Dieses Paradox ist das Kriterium des gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustandes in Deutschland. Indem Brentano durch die nüchterne, mit viel Material gestützte Darstellung dieser Zustände einer durchorganisierten Anarchie die Paradoxie unseres gesellschaftlichen Lebens überhaupt enthüllt, hat er zugleich den Nachweis vom Beginn der Barbarei in Deutschland erbracht.

Alfred Kantorowicz.

Wer Englisch liest kauft Tauchnitz

TAUCHNITZ EDITION

COLLECTION OF BRITISH AND AMERICAN AUTHORS

Ungekürzte billige Ausgaben der neuesten britischen und amerikanischen Literatur.

Jeder Band broschiert 1.80 Rm., gebunden 2.50 Rm.

Jeden Monat erscheinen 4 bis 6 neue Bände!

Neuerscheinungen:

Bernhard Shaw, *The Apple-Cart*

Francis Brett Young, *Mr. and Mrs. Pennington*

Arnold Bennett, *The Night Visitor*

Temple Thurston, *A Hank of Hair*

Sheila Kaye-Smith, *The Children's Summer*

Pearl S. Buck, *The Good Earth*

William Mc Fee, *The Harbourmaster*

W. B. Maxwell, *Amos the Wanderer*

Man verlange Kataloge u. die neueste „Monthly Descriptive List of Latest Volumes“ vom Verlag

BERNHARD TAUCHNITZ/LEIPZIG

Helene Richter: *Kainz*. F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung, Wien und Leipzig. Dieses Werk ist das fast durchwegs glückliche Ergebnis einer von leidenschaftlicher Theaterliebe erfüllten Gelehrsamkeit. Es empfehlend anzuzeigen, macht um so mehr Freude, als der gediegene wissenschaftliche Apparat, mit dessen Hilfe die Verfasserin ihre Biographie errichtet, sich nirgends vordrängt oder ermüdend in Erscheinung tritt. Er bildet lediglich das Gerüst und liefert die Stützen; um diese herum ist ein solides Bauwerk entstanden, dessen äußere und innere Besichtigung auch den verlocken kann, der nicht unbedingt Theaterliebhaber ist, sondern den ein bewegtes, an äußeren Ereignissen reiches Leben fesselt. (Daß Kainz von sich aus gar nicht Schauspieler werden wollte und von seinem theaterbesessenen Vater, dem die Ergreifung dieses Berufes verwehrt worden war, planmäßig zu ihm gezwungen wurde, ist ein in der Schauspielergeschichte gewiß einzig dastehender Fall.) Zu den *Schilderungen denkwürdiger Persönlichkeiten* aus allen erdenklichen Berufen und Lagern tritt die Lebensgeschichte von Deutschlands größtem Schauspieler im Zeitalter der Jahrhundertwende. Den äußeren Verlauf dieses Lebens, das meteorartig aufleuchtete und verlöschte, erzählt Helene Richter auf gewissenhafte Weise. Sie bringt nichts vor, was nicht „belegt“ werden kann und hat daher ein sachlich ungemein zuverlässiges Buch geschaffen (einzig die Darstellung des Verhältnisses Schlenther zu Kainz läßt die sonst bewährte objektive Distanziertheit vermissen zugunsten einer sachlich nicht begründeten Stellungnahme gegen Schlenther). Die Verfasserin gibt umfangreiche Rollenanalysen: sie rückt allen berühmten *Kainzrollen* in der Reihenfolge ihres Entstehens zu Leibe; hier gelingen plastische Porträts, unter denen mir der Hamlet, der zweite Richard und der spanische Alfons am gelungensten zu sein scheinen. In diesen kleinen Kunstwerken der Schauspielerbeschreibung geht Helene Richter den tiefsten Gründen Kainzscher Gestaltungskraft auf die Spur, ausgerüstet mit den Fackeln der Wissenschaft und dem hellen Sinn der kunstempfindlichen Schriftstellerin. Gewissenhaft und vorsichtig steigt sie in die Tiefen dieser abgründigen Komödiantenseele hinab und sucht sich, „letzten Gründen“ nachgehend, in diesem unwegsamen Labyrinth zurechtzufinden, um Rätsel zu lösen und hinter Geheimnisse zu kommen, die sich vernunftmäßiger Deutung weigern. Mit nicht unbeträchtlicher Beute kehrt sie ans Tageslicht zurück, wo das Gefundene unter die Lupe genommen und auf den spezifischen Kainzgehalt hin untersucht wird. Die letzten Verborgenheiten dieses genialen Schauspielerromantikers, dieses Byrons als Schauspieler, hat Helene Richter nicht erblicken dürfen. Sie hat Josef Kainz, den edelsten Verschwender seiner selbst, von Etappe zu Etappe seines Daseins begleitet und Zug um Zug dieses in einem Höllentempo heruntergelebten Lebens bedächtig nacherzählt. Die Intensität der Verfasserin ist an keiner Stelle der des Dargestellten angepaßt, dessen Privatleben in diesem Buch einfach übergangen wurde. Helene Richter gibt den Berufsmenschen Kainz und vernachlässigt die vielleicht wichtigste Quelle zur Aufhellung des typisch Kainzschen Berufsgeheimnisses: die Schilderung des Menschen Kainz, dort, wo er am menschlichsten ist. Aber es bedarf vielleicht eines Seelendeuters, eines vom Phänomen dieser einzigartigen Lebenskurve ergriffenen Dichters, um den Magier, den mit dunklen Mächten verbundenen Seelenfänger in dem Lichte zu schauen, in dessen Kegel er zeit seines Lebens stand und mit dem er eine Generation zu verzaubern vermochte.

Franz Hordh.

Fritz Gerathewohl: *Das deutsche Vortragsbuch*. Verlag Georg D. W. Callwey, München.

Jeder Vorwand eines Anthologien-Herausgebers sei uns willkommen, der die schönsten Stücke der deutschen Literatur zusammenstellt. Dabei ist in diesem Fall „Vorwand“ gar nicht wörtlich zu nehmen. Der Autor, der ein Lektorat für Vortragskunde in München ausübt, zeigt sich für diesen Beruf auf eine vornehme und unalltägliche Art geeignet: die Erläuterungen, die er jedem Auswahlstück für die Zwecke des Vortragenden beigibt, sind so unakademisch-sinnvoll, so aus dem Klanggeheimnis der Sprache geholt, daß sie, wie manchmal fast ebensosehr Einführungen in den Sinn des Kunstwerks, Anweisungen für dessen Vortrag sind. Es ist, als sei hier jemand aus dem Laut-Lesen zum Literaturkenner geworden.

k.

André Maurois: *Im Kreis der Familie*. Roman. Verlag Piper, München.

Bemerkenswert, in welchem Maße die Franzosen der Dritten Republik sich selbst als geschichtliche Persönlichkeiten empfinden. Ein erheblicher Teil ihrer Literatur von heute ist eine intelligente Anstrengung in der Richtung, der *Troisième* eine Mythologie zu schenken. Diese Mythologie wird vielleicht nie Geltung erlangen, aber für die geschichtliche Betrachtung der Epoche scheint der Zeitpunkt nicht ungünstig zu sein. Die Pleiade von zünftigen und unzünftigen Historikern, die sich neuerdings auf die sechzig Jahre von Thiers bis Briand geworfen hat, steht ihren Ereignissen und Figuren noch so nah und schon so fern, daß sie für die Darstellung beides mitbringt, die kühle Uebersicht und das nervöse Fingerspitzengefühl; der Krieg ist ein Ausblicksturm, nicht eine Scheidewand. Einen Vertreter von der Bedeutung *Lytton Strachey's* hat diese Gruppe bis jetzt nicht aufzuweisen, vielleicht, weil sie, wie Daniel Halévy, ihr bester Mann, Verfasser erstaunlicher Essays über Gambetta und die Pariser Polizei, im Grunde doch Politik treibt dort, wo Strachey in seiner fruchtbaren Haltung halber Ironie verharret wäre, aber ihr Einfluß ist doch beträchtlich. Er überschwemmt bereits stark den Roman, die Hauptader des französischen Literaturkreislaufs von heute. Der französische Roman verrät, in einigen seiner wesentlichsten Erscheinungen, schon seit hundert Jahren die Tendenz, die Zeitgeschichte aufzuschreiben. Stendhals *Lucien Leuwen* ist ein politischer Roman, der beste, der jemals geschrieben wurde, tiefer, schärfer und moderner als Giraudoux' *Bella*. Was ich den Einfluß der Historiker der *Troisième* auf den Roman nenne, äußert sich vor allem darin, daß nun die Andeutungen, Umschreibungen, vage Allgemeinheiten so ziemlich überall durch die richtigen Namen und Daten, durch soziologische und politische Präzisionen ersetzt werden. Neu daran ist im Grunde bloß, daß es sich auf die Gegenwart bezieht. André Maurois beschreibt in seinem neuesten Roman *Le Cercle de Famille* ein mondänes Diner bei einer alten Baronin, die eine lächerliche Figur ist und einen der wenigen, noch vorhandenen politischen Salons der Republik hält: die Gesellschaft gerät sich in die Haare über den Fünfjahrplan und über Planwirtschaft. Dann wird die Präsidentenwahl in Versailles beschrieben, Briands tragische Isolierung, Doumers Einzug in Paris, Zusammenbruch und Flottmachung eines Konzerns. Man spricht viel davon, daß Frankreich eine Insel der relativen Ordnung sei, umbrandet von einem Ozean chaotischen Elends, aber die wenigsten Figuren des Romans halten das behütete Inseldasein für nicht selbstverständlich. Sie sind mittlere und große Bourgeois aus der Schicht, der Maurois entstammt und die er schon in zwei Romanen beschrieben hat; man begegnet Figuren aus diesen auch im *Cercle*. Die Heldin, Denise Herpain, war als Kind Zeugin des Ehebruchs ihrer Mutter, haßt sie und wählt sich aus Protest die Lebenslinie, anders zu werden als sie. Sie wird aber selbstverständlich ebenso und erlebt selbst das Schicksal der Mutter bis in Einzelheiten, bis zum Konflikt mit dem eigenen Töchterchen. Nur löst sie ihn nicht so glücklich, wie die Mutter ihn gelöst hat, indem sie die Gattin eines *homme supérieur* wurde. Als Denise, in einem Anfall von Müdigkeit, nach vielen Jahren das Haus dieser Mutter, ihr Vaterhaus, besucht, weicht von ihr in der glücklichen Atmosphäre der Druck des Kindheitserlebnisses; der Familienkreis hat sie wieder, das Erbgut im Blut war wieder einmal stärker als der Wille. Ein Familienroman also, wie sie die französische Literatur gerade in den letzten Monaten wieder in einigen bedeutenden Exemplaren produziert hat zum Beweis dessen, daß auch die französische Familie sich selbst immer stärker zum Problem zu werden beginnt. Aber freilich, je mehr diese französischen Schriftsteller an ihren Zuständen das Problematische betonen, um so mehr haben sie für uns ihr Bleibendes betont, und das geschieht sicherlich selbst bei einem so stark bewußten Schriftsteller wie Maurois unbewußt. Sauber und angenehm ist sein Buch, nach einem überspannten Roman (*Le Peseur d'Ames*) und einer schwachen Biographie (*Turgenjew*) eine handwerkliche Kraftprobe. Er drückt sich geschickt um das, was er nicht kann, und, was er gut kann, stellt er diskret ins Licht. Alles in allem bleibt der kultivierte Schaufenster-Arrangeur interessanter als sein geschmackvolles Schaufenster und dessen sicher nicht wertloser Inhalt. Man möchte es ihm gern abgucken. e. l.

Neue Schallplatten

- Fridericiana: Märsche Friedrichs des Großen. Berliner Philharmoniker. Dir. Orthmann. Telefunken E 1153.* — Hervorragende Platte: sechs der bedeutendsten und schönsten preußischen Märsche (darunter der Hohenfriedberger), vom Alten Fritz komponiert und in zeitgemäßer Fassung — 72 Marschschritte in der Minute — aufgenommen.
- Tarantella, Venezia e Napoli (Liszt). Berliner Philharmoniker. Dir. Kleiber. Telefunken F 1154.* — Ausgezeichnete Interpretierung des viel zu wenig gespielten Prachtstückes.
- Nuages aus: Nocturnes (Cl. Debussy). Philadelphia Orch. Dir. Stokowski. Electrola D. B. 1614.* — Stokowskis mikrophonale Ueberlegenheit stempelt jede Aufnahme zu einer Besonderheit.
- Le triomphe de l'amour (Lully) und Praeludium Alceste aus Thésé (Lully). Philadelphia-Orch. Dir. Stokowski. Electrola D. B. 1587.* — Kulturplatte von großem Reiz.
- Palestrina-Vorspiel zum III. Akt (Pfitzner). Staatskapelle. Dir. Pfitzner. Grammo-phon 95461.* — Vorzügliche Klangwirkung authentischer Wiedergabe.
- Euryanthe - Ouvertüre (C. M. v. Weber). Concertgebouw - Orch. Dir. Mengelberg. D. W. X. 1569.* — Die berühmten Streicher bemühen sich, Weber zu entromantisieren.
- Serenade Nr. 10 für 13 Blasinstrumente (W. A. Mozart). Staatskapelle. Dir. Blech. Electrola D B 4401.* — Bis in kleinste Einzelheiten ausgefeilte Ensemble-Leistung.
- Anitras Tanz und Zug der Zwerge (Grieg). Klavier: Karol Szreter. Odeon 2412.* — Trefflich gespielt und ebenso trefflich reproduziert.
- Chaconne (Händel). Steinway-Flügel: Edwin Fischer. Electrola D. A. 4401.* — Zartes und wuchtiges Spiel, Publikumsnummer.
- Chromatische Fantasie und Fuge d-moll (J. S. Bach). Busoni-Ausgabe. Steinway-Flügel: Osborn. Electrola E. H. 682.* — Prachtvolle Auffassung und Ausführung der Musterbearbeitung.
- Arabesken über Themen des Walzers „An der schönen blauen Donau“ (Joh. Strauß). Klavier: Poldi Mildner. Electrola E. H. 726.* — Echt klavieristische Begabung einer Sechzehnjährigen überrennt alle Hindernisse.
- „Wir danken dir, Gott“ aus der Ratswahlkantate (J. S. Bach). Bechstein-Flügel: Kempff. Grammophon 90189.* — Orgelmäßig rauschendes, selten gehörtes Vorspiel.
- Préludes h-moll und g-dur und Etüde c-moll (Chopin). Klavier: Brailowski. Grammo-phon 95423.* — Traditionssicherer Vortrag, hübscher Klavierton.
- Perpetuum mobile (Ottokar Novaček). Geige: Yehudi Menuhin. Electrola D. A. 1196.* — Virtuosenstück wird schlicht musiziert.
- „Ein Lied aus meiner Heimat“ (Melodie der Liebe). Tango. Tenor: Wittrisch m. Orch. Electrola E. G. 2552.* — So muß ein Refrain gesungen werden.
- „Du kleiner Spitzbube“, The Mills Brothers „Novelty“. Grammophon 24541.* — Vollgriffige Gitarrebegleitung, angenehmes Quartett.
- „Die alte Spieluhr“, Gesangsquartett, Tenor m. Orch. Ultraphon A. 1094.* — Volksliedartige Dacaponummer für Hauskonzerte.
- „Marie, Marie, wir machen 'ne Dampferpartie“, Hans Schindler-Jazz-Orch. m. fünf Songs und Tenor Fleßburg. Ultraphon A. 1111.* — Lustige Illustrierung für populären Geschmack.
- Crosby, Columbo and Vallee, Victor-Young-Orchestra with Vocal-Chorus. Brunswick A 9211* — Ausgezeichneter Trot! Ununterbrochene Melodie, aparte Begleitung.
- „Ein Whisky mit Soda“. Foxtrot m. Refrainges. A. Luther-Tanz-Orch. Telefunken A 1146.* — Guter Tonfilm-Ausschnitt. Thurneiser

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin - Charlottenburg.

Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin. — Nachdruck verboten.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt“ erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.

KUNST *und* AUKTIONEN



Galerie · Verlag
Graph. Kabinett

NEUMANN-NIERENDORF

Berlin W 10, Königin-Augusta-Str. 22 (Potsd. Brücke)

Gemälde alter Meister

**GALERIE
FRITZ ROTHMANN**

Berlin W 10, Viktoriastraße 2

Zeitgenössische Kunst
Heckel, Kirchner, Klee, Otto-Müller, Nolde u. a.

**GALERIE
FERDINAND MÖLLER**

Jetzt: Berlin W 10, Lützowufer 3

Gemälde
moderner Meister

GALERIE WEBER

Berlin W 35, Derfflinger-Straße 28

„Knipsen — aber mit Verstand“

ein Ullstein-Sonderheft, das dem Amator zu besseren Bildern verhilft. Es zeigt, wie und wann man knipsen darf, wie man Fehler vermeidet und wie man mißglückte Bilder manchmal noch retten kann. Überall für 85 Pfg. Verlag Ullstein.

Herbin-Stodin

unschädlich und unübertroffen bei starken

DIMETHYLAC. PHENYL.
PHENAC. LITHIUM.
20 Tabl. 1,05
10 Tabl. 0,60

Kopfschmerzen

Rheuma, Muskel- und
Nervenschmerzen

Kaufen Sie daher in der Apotheke nur Herbin-Stodin, und Sie werden angenehm überrascht sein.

H. O. ALBERT WEBER, MAGDEBURG

Das Kühl-Wunder



DKW

Der DKW-Kühlschrank
ist schöner, praktischer
und sparsamer als man

in irgendeinem Inserat zeigen kann. Verlangen Sie
kostenlos unseren illustrierten Prospekt! Er bringt
Ihnen viel Neues und wird Ihnen Freude machen.

DKW-Kühlanlagen

Scharfenstein 70, Erzgebirge

EIN GROSSES GELÄCHTER,



eine Parodie auf einen Tatzmensch. Das komische Lachgebrüll dieses dickwanstigen Narren ist so ansteckend, daß selbst die magersten Leser dabei nicht ernst bleiben. Es muß für Alfred Neumann ein reines Vergnügen gewesen sein, sich an der behaglichen Fleischmasse dieses bei all seiner Wüstheit und Verblendung schlaunen, beinahe genialen Narren gesund zu lachen, der eine Narrenfahrt macht, deren tolle Streiche ihresgleichen suchen. Es ist der Revolutionär Neumann, der dieses groteske Bild malt, aber eine giftige Satire hat er hier nicht geschrieben, sondern einen wirklichen

NARREN- SPIEGEL

der einen urkomischen Riesen mit prachtvollen Farben spiegelt.“ Aus dem Urteil der „Westfälischen Neuesten Nachrichten“ über den neuen Roman vom „Teufel“-Dichter Alfred Neumann.

Überall für 3 Mark 50 und 4 Mark 80 erhältlich!

DER PROPYLÄEN-VERLAG · BERLIN

Ullstein Druckerei Berlin